HAUPTBERICHT ÜBER EINE ... ZU UNTERSUCHUNG VON GEMÄLDESAMMLUNGEN UND ERFORSCHUNG...

Hermann Freiherr von Friesen



Hauptbericht

über eine

in allerhöchstem Auftrage

zu Untersuchung von Gemäldesammlungen und Erforschung der Mittel, so zu Bewahrung und Erhaltung von Gemälden am Tauglichsten sind,

vom

27. August 1840 bis zum 23. Januar 1841

nach

Holland, England, Frankreich und Belgien

unternommene Reise,

an

Se. Excellenz

Herrn Staats-Minister von Lindenau

von

Hermann Freiherr von Friesen.

Dresden,
gedruckt bei Carl Heinrich Gärtner.
1841.



Sr. Excellenz

dem

Herrn Staats-Minister von Lindenau

rc. rc. rc.

Gehorsamstes Pro Memoria.

Ew. Excellenz habe ich die Ehre, in der Beilage den Hauptbericht über die in allerhöchstem Auftrage zu Untersuchung von Gemäldesammlungen und Erforschung der Mittel, so zu Bewahrung und Erhaltung von Gemälden am tauglichsten sind, nach Holland, England, Frankreich und Belgien unternommene Reise, ehrfurchtsvoll zu überreichen.

Eine Arbeit, deren Gegenstand in seiner Ausdehnung sowohl als in seiner Bedeutung von so hoher Wichtigkeit ist, kann ich, in der Ueberzeugung, daß sie trotz der Mühe und Sorgfalt, die ich daran verwendet habe, noch immer sehr unvollkommen bleibt, der Prüfung Ew. Excellenz und der des akademischen Rathes nur mit der größten Bangigkeit vor den Ausstellungen, die an ihr zu machen sein werden, unterwerfen. Ich muß deshalb, die äußerste Nachsicht in Anspruch nehmend, darum dringend bitten, daß Ew. Excellenz sowohl als alle, denen er vorgelegt werden muß, sich überzeugt halten, daß die Schwächen, welche dem Aufsatze vorzuwerfen sein können, nur dem Mangel an erforderlichen Kräften, nicht aber dem an gutem Willen und Gewissenhaftigkeit zur Last zu legen sind. Einer der ersten Vorwürfe wird die Länge und scheinbare Weitschweifigkeit der Arbeit treffen. Ich bin aber bei deren Abfassung von der Meinung ausgegangen, daß wegen der viel umfassenden und nie ganz zu erschöpfenden Aufgabe, es mir obliege, der betreffenden Gegenstände und Rücksichten soviel zu erwähnen und zu behandeln, als ich abzureichen vermochte, weil dadurch, auch wenn ich darüber irrte, die Aufmerksamkeit darauf gelenkt und durch die daraus folgende Verhandlung die Ansichten aufgeklärt und oft nicht unwichtige Grundsätze festgestellt werden könnten. Je mehr ich mich daher bemüht habe, die weit ausgedehnte Abhandlung in ihren einzelnen Theilen in Einklang und Abrundung zu bringen, um so mehr muß ich es wünschen, daß alle verehrte Mitglieder des akademischen Rathes und wer sonst über die Modalität der Haupt- und Lebensfrage für unser Museum eine entscheidende Stimme abgeben soll, dieselbe ohne Verkürzung und mit aller erforderlichen Muße durchgehe. Wenn zu diesem Behufe das gewöhnliche

Mittel des Umlaufs unter den Mitgliedern des akademischen Rathes bei nur einem oder wenigen Exemplaren sehr viele Zeit kosten würde, so erlaube ich mir, an Ew. Excellenz den gehorsamsten unmaßgeblichen Antrag zu stellen, daß der ganze Bericht auf Kosten des Galeriefonds als Manuscript gedruckt und an jeden der Betheiligten ein Exemplar ausgetheilt werden dürfte. Hierbei wäre überdieß das gewonnen, daß, wenn bei nächster Ständeversammlung das Postulat wegen eines neuen Galerie-Gebäudes noch gestellt werden sollte, auch den Mitgliedern derselben die in dem Berichte enthaltenen Untersuchungen und Bemerkungen, von denen viele noch nicht zur allgemeinen Kenntniß und Sprache gekommen sein werden und dennoch als Entscheidungsgründe nicht vorenthalten oder verhehlt werden dürfen, vollständig mitgetheilt werden könnten. Da die von Sr. Königl. Majestät hierüber einzuholende Entscheidung von dem Inhalte des Berichtes abhängig gemacht werden könnte, so habe ich zu diesem Behuf eine summarische Uebersicht beigefügt, die auch bei dem etwanigen Druck dazu dienen könnte, den Ueberblick zu erleichtern. Noch dürfte bei dieser Frage das Bedenken entstehen, daß die allerdings nur einmal vorhandenen Beilagen, da sie wegen Vermeidung der Kosten und des zu großen Volumen nicht mit abgedruckt werden dürften, den Bericht nur unvollständig erscheinen lassen könnten. Sie sind aber fast ohne Ausnahme von der Art, daß ihre genauere Einsicht nur für den Techniker von wesentlichem Belang sein kann. Deshalb sind die Stellen des Berichtes, zu denen sie gehören, so eingerichtet, daß sie, insoweit dieß im Allgemeinen nöthig ist, auch ohne immerwährende Einsicht in die Beilagen verstanden werden können, oder im Nothfall ein nur flüchtiger Blick in dieselben zum genaueren Verständnisse genügen würde. Auch beziehen sich die Beilagen durchgängig auf solche Gegenstände, die, eben weil sie mehr von rein technischer, als allgemeiner Art sind, höchstens nur der Begutachtung des akademischen Rathes unterliegen könnten. Für dessen verehrte Mitglieder würde es, meines Erachtens, genügen, wenn sie in dessen Versammlungssaale bereit lägen, und nur nach Umständen in Umlauf gesetzt würden.

In pflichtschuldigem Respect und mit unbegränzter Hochachtung habe ich die Ehre zu sein

Ew. Excellenz

Dresden,
am 25. Mai 1841.

gehorsamer Diener
Hermann Freiherr von Friesen.

Summarisches Inhaltsverzeichniß.

Beilagen.

Nr. I. Zeichnung zweier Ausstellungssäle in England mit Maßen.

" II. Skizze einer eigenthümlich eingerichteten Oberbeleuchtung.

" III. Grundriß der National-Galerie zu London.

" IV. a. b. Maaße der Ausstellungs- und Galeriesäle im Städelschen Institut zu Frankfurt a. M.

" V. Report on A. M. Perkins patent steam Boiler.

" VI. A. M. Perkins improved patent apparatus for warming and ventilating buildings.

" VII. Compagnie des fèrs creux étirés (Gandillot).

" VIII. a. Brief Outlines illustrative of the alterations in the house of Commons in reference to the acoustic and ventilating arrangements by D. B. Reed etc.

" VIII. b. A report addressed by Charles Manby civil Engineer to Charles Barry Esq. architect to the Houses of Parliament.

" IX. a. b. c. d. e. Rapport des Ingenieurs Ch. Manby über die Price'sche Wasserkesselheizung.

" X. Vergleichungsliste der äußeren und inneren Wärmegrade am Zollhaus zu Liverpool in Bezug auf den daselbst angebrachten Heizungsapparat.

" XI. H. C. Price Improved patent Hot-Water-Apparatus.

I. Eintheilung der Reise.

In Folge des von E. E. unterm 18. Aug. vorigen Jahres mir mitgetheilten allerhöchsten Auftrages habe ich am 27. Aug. d. J. meine Reise angetreten. In den ersten Tagen des Monat September konnte ich das mir übertragene Geschäft in Frankfurt am Main beginnen, indem ich dort die Einrichtung der Gemälde-Sammlung, welche zu dem größten Theils neu eingerichteten Städelschen Kunst-Institut gehört, mit dem zuvorkommenden Beistande des Herrn Director Veit, sowie des Herrn Bau-Director Hessemer genau betrachtete. Von dort aus verfolgte ich meinen Weg — indem ich in Düsseldorf nur einen kurzen Aufenthalt machte — nach Rotterdam, und begab mich am 13. September nach Haag. Die hauptsächlichsten Gegenstände meiner Aufmerksamkeit waren dort: die öffentliche Sammlung in dem sogenannten Prinz Moriz-Huys, der gemalte Saal im Huys in het Bosh, die in Verbindung mit vielen Handzeichnungen im Pallast des damaligen Prinzen von Oranien aufgestellten wenigen Gemälde, und die Privatsammlungen des Baron Verstolk van Soelen (Minister der auswärtigen Angelegenheiten), sowie der Herren von Steengracht, Nagell van Ampsten und von Seva. Für die anzustellenden Untersuchungen war mir von besonderer Wichtigkeit die Bekanntschaft des gründlich gebildeten Kunst-Liebhabers Baron Verstolk und des Directors der öffentlichen Sammlung Herrn Langry. Am 18. September setzte ich meine Reise über Leyden und Harlem nach Amsterdam fort. In dem erstgenannten Orte, sowie in Harlem konnte ich nur wenige Erfahrungen für den mir gegebenen Auftrag sammeln, da in Leyden nur in einigen öffentlichen Gebäuden einzelne Gemälde — worunter jedoch einige von großer Wichtigkeit — zerstreut aufbewahrt werden. Harlem besitzt — mit Ausnahme einer Privat-Sammlung, die mir, da ich Sonntags dort war, verschlossen blieb — die von dem vorigen Könige der Niederlande angelegte Sammlung von Gemälden neuerer Meister, welcher der Maler Westenberg vorsteht, dessen Bekanntschaft mir nicht nur einige werthvolle Notizen, sondern auch die Ansicht einiger alten niederländischen sowohl, als italienischen Gemälde und Studien verschaffte, die sein Pri-

vat=Eigenthum sind. In Amsterdam nahm meine Zeit vorzüglich in Anspruch die genaue Betrachtung der sehr reichen öffentlichen Sammlung, der Gemälde in dem ehemaligen Stadthause, jetzigem Königl. Pallast, der Privatsammlungen der Herren van der Hope, van Loon und Six, sowie endlich der sehr zahlreichen Jahres=Ausstellung neuerer Gemälde. Bei meinen Untersuchungen und Nachforschungen stand mir besonders der Director der öffentlichen Sammlung von Gemälden, Handzeichnungen und Kupferstichen, Herr Apostool, der sich früher selbst mit Herstellung von Gemälden gründlich beschäftigt hat, mit großer Gefälligkeit und Zuvorkommenheit zur Seite. Einige andere Bekanntschaften, theils mit bedeutenden Handelsherrn, theils mit öffentlichen Beamten, haben mir den Vortheil gewährt, über klimatische und andere Eigenthümlichkeiten des Landes Aufschluß zu erhalten, die auch für die Erhaltung von Gemälden nicht ohne Interesse waren. Am 29. September über Utrecht nach Rotterdam zurückgekehrt, schiffte ich mich am folgenden Tage nach England ein, wo ich nach einer ungewöhnlich langen Fahrt am 2. October anlangte. Die Kunst= und Gemälde=Sammlungen, die ich in London selbst sehen konnte, sind: das britische Museum, die National=Galerie mit der Akademie, die Sammlungen des Herzogs von Sutherland, des Mr. Hope, des Marques of Landsdown, des Herzogs von Northumberland, des Dichters Rogers und die Privatsammlung J. M. der Königin im Buckingham=Pallast. Die Sammlungen des Herzogs von Wellington, des Lord Grosvenor und Sir Robert Peel waren mir wegen Abwesenheit der Besitzer unzugänglich. Einzelne Gemälde und Kunstwerke sah ich theils in einigen Privathäusern, theils in öffentlichen Gebäuden und Anstalten, wie in Bartholomew= und in Christ=Hospital, im Findelhause, in Goldsmith=Hall und in der Königl. Kapelle von Whitehall. Im Lande besuchte ich zu Oxford die Sammlung der Bodleian=Library und das Christchurch=College, die des Herzogs von Marlborough in Blenheim, des Herzogs von Devonshire in Chatsworth, die Ausstellung neuerer Gemälde in Birmingham, die Königl. Sammlungen zu Windsor und Hamptoncourt, und die Galerie des Dulwich-College. Ferner habe ich die Ateliers mehrer neueren Künstler, und die kleinen Galerien, in denen sie neben ihren Arbeitszimmern eine Anzahl ihrer Gemälde aufzustellen pflegen, häufig und wiederholt besucht. Um mich über bauliche Einrichtungen, insoweit sie in die Frage über Herstellung eines neuen Gebäudes für die Gemäldesammlung und die Entfernung bisheriger Uebelstände einschlagen, soviel als möglich zu unterrichten, habe ich es für nöthig erachtet, viele Gebäude und Anstalten, die theils zu Ausstellungen von Kunstwerken bestimmt, jetzt aber nicht mit solchen angefüllt waren, theils aber auch andere Zwecke hatten, möglichst aufzusuchen und durchzugehen. Namentlich habe ich wegen verschiedener Heizungs=Methoden in London sowohl, als wie in andern Städten und auf dem Lande die verschiedenartigsten Anstalten betrachtet und soweit thunlich untersucht. Insonderheit habe ich am 11. November eine Reise nach Liverpool unternommen, um dort eine Heizungs=Anstalt kennen zu lernen, von der ich weiter unten genauere Rechenschaft zu geben, die Ehre haben werde. Hierbei habe ich mich des Rathes und Beistandes mehrer Maler, Architekten und Ingenieurs, sowie anderer Personen, die sich für

die Kunst lebhaft interessiren, bedient. Ganz besonders sind mir die Vorstände der öffentlichen Sammlungen und Anstalten, wie Sir Henry Ellis, Director und Mr. Forshall, Sekretair, des britischen Museum, Sir Martin Shee, Präsident und Mr. Jones, Director (Keeper) der Akademie, Mr. Corn. Thwaite, Director der National-Galery, dann die Architekten Mrs. Hardwick, Shaw, Cockerell und Donaldson, sowie endlich die Ingenieurs Mrs. Manby, Price und Walker nützlich geworden.

Am 26. November bin ich von London abgereist, nachdem ich auf Portsmouth einen Tag verwendet hatte, in Southampton zu Schiffe gegangen und habe dann meinen Weg über Havre de Grace nach Paris fortgesetzt. Am 28. November dort angekommen, habe ich meine hauptsächlichste Aufmerksamkeit auf die Gemälde-Sammlung im Louvre gerichtet, nächstdem die Galerie du Luxembourg — die nur aus neuen Gemälden besteht — die Gemälde im Palais Royal, die des Marquis de las Marismas (Galerie Aquado) und endlich die Sammlung in Versailles betrachtet. Auch die Frage über eine für Gemälde-Sammlungen vortheilhafte Heizung habe ich in Paris durch Betrachtung mehrer dahin einschlagenden Anstalten weiter verfolgt. Die Männer, die mir in Ausführung meines Auftrages besonders nützlich geworden, sind der Direktor der Königl. Museen Mr. de Cailleur, der Conservateur der Gemälde-Sammlung Mr. Granet, der Präsident der Ecole des beaux arts, Mr. Garnier, der Director der Manufactur zu Sevre und der mineralogischen Sammlung zu Paris, Mr. Brogniard und der Director der mit der Königl. Bibliothek verbundenen Sammlung von Kupferstichen Mr. Duchèsne.

Am 2. Januar 1840 langte ich in Brüssel an, wo ich außer der öffentlichen Sammlung oder Akademie die Galerie des Herzogs von Aremberg besuchte, ferner die Gemälde, meistentheils neuerer Meister, im Königl. Pallast durch besondere Begünstigung Sr. Maj. des Königs von Belgien betrachten durfte, und in mehren Privathäusern kleine Sammlungen und einzelne Gemälde sah. Den 11. und 12. Januar brachte ich in Antwerpen zu, wo ich in der leider im Umräumen begriffenen Sammlung die wichtigsten Gemälde der ältesten und mittleren niederländischen Schule betrachtete, außerdem mehre Kirchen wegen der wichtigen und schönen Gemälde, die sich in ihnen befinden, besuchte, und die Bekanntschaft des Malers Wappert machte, der den größten Ruf unter den jetzt lebenden niederländischen Malern hat, und an der Spitze der Akademie sowohl, als der Sammlung steht. Die darauf folgenden Tage besuchte ich Gent und Brügge, letzteres besonders sehenswürdig wegen seiner altniederländischen Gemälde, die theils im Hospital des heiligen Johannes, theils in der Akademie aufbewahrt werden. Am 15. Januar endlich kehrte ich nach Brüssel zurück, von wo ich am 16. ejusd. meine Rückreise antrat, die ich über Aachen, Kölln und Frankfurt am Main gehend, am 23. desselben Monats beendigte.

II. Allgemeine Bemerkungen.

Wenn in dem höchstverehrten Schreiben, das E. E. unterm 18. August an mich ergehen ließen, ausgesprochen ist, daß ich

> Notizen über das Verfahren zu sammeln habe, wie an den angegebenen Orten die daselbst befindlichen Gemäldesammlungen gegen die Einwirkungen des Staubes, der Wärme, Feuchtigkeit und sonst bewahrt würden,

hoffe ich die allerhöchste Willensmeinung nicht falsch verstanden zu haben, indem ich meine Aufmerksamkeit auf diese genannten Gegenstände nicht allein, sondern im Allgemeinen auf die Einwirkungen der durch Clima und andere Umstände bedingten Atmosphäre gerichtet habe. Denn, wie sich dieß aus dem Folgenden ergeben wird, läßt sich der Einfluß der einen Ingredienz oder Eigenschaft der umgebenden Luft niemals abgesondert von den übrigen Umständen betrachten; vielmehr wird er immer durch das Zusammenwirken mehrer Verhältnisse und Eigenthümlichkeiten so sehr motivirt, daß die Wirkungen, die man auf einer Stelle nur der einen Veranlassung zuschreibt, an einem andern Orte wiederkehren, ohne daß dieselbe Ursache vorhanden zu sein scheint. Auch geschieht es wohl, daß dieselbe einzelne Eigenschaft der Atmosphäre an verschiedenen Orten ganz verschiedene Wirkungen hervorbringt. Es schien mir daher am Zweckmäßigsten, bei vorliegendem Berichte vor allem andern im Allgemeinen diejenigen Bemerkungen vorzulegen, die ich theils durch eigene Anschauung und Wahrnehmung, theils aber auch mit Hülfe der Mittheilungen von Sachverständigen — soweit es die Kürze der Zeit erlauben wollte — an der individuellen Atmosphäre und dem zu Folge an den Gemälden machen konnte.

Ich beginne daher, denselben Weg, der mich auf meiner Reise führte, verfolgend, mit

Frankfurt am Main.

Es ist bekannt, daß an diesem Orte die Steinkohlenfeuerung, wenn sie gleich hier und da angewendet wird, nicht überwiegend ist. Der Ruß, der uns in Dresden so lästig fällt, kann also hier nicht in Betracht kommen. In den breiten Straßen der Stadt, die durch ihre topographische Lage überhaupt begünstigt scheint, ist die Luft von Staub nicht überfüllt und daher im Allgemeinen für rein und gesund zu erachten. Auch kann wohl Niemand der Stadt Frankfurt eine allgemein bemerkbare Feuchtigkeit vorwerfen, wie denn selbst die am Main gelegenen Häuser auch in dieser Beziehung nichts weniger als beeinträchtigt, sondern vielmehr, insoweit sie frei liegen, durch reine und frische Luft bevorzugt sind. Nur daß die Cloaken und Gossen nicht gehörig verwahrt sind und daher, besonders unter gewissen Umständen, wie bei Wärme, raschem Wechsel in der Temperatur, sowie in den engeren Theilen der Stadt einen sehr üblen Geruch verbreiten, ist ein Gegenstand häufiger und schwerer Klagen. Die Gemälde im Städelschen Institut habe ich, insoweit solches von der jetzigen Direction abhängt, gut erhalten, rein und

durchsichtig gefunden. Nur nach den öffentlichen Tagen, an welchen der Zudrang sehr bedeutend ist, leiden sie, wie bei uns, an dem bläulichen Dunste, der sich über den Firniß verbreitet. Diese Erscheinung soll aber, nach Versicherung der bei der Sammlung angestellten Personen, in weit höherem Grade sich zeigen, wenn der Dunst der schlecht verwahrten Gruben, Gossen und Schleußen in die Säle eindringt, was hauptsächlich im Frühjahr und bei bedeutender Wärme der Fall ist. Die Wirkung derartiger mephitischer Dünste soll so stark sein, daß selbst die Gipse an ihren am meisten vorspringenden Theilen sich bedeutend schwärzen.

Daß

Holland

hinsichtlich der Freiheit von Staub vor allen anderen Ländern einer Bevorzugung genießt, liegt in der natürlichen Beschaffenheit des Landes, das fast so viel Flächenraum an Canälen und anderen Wässern, als an festem und trockenem Boden hat. Auch der Staub, der bei uns durch den Absatz des Steinkohlendampfes entsteht, ist dort nirgends zu bemerken, weil das allgemeine Brenn-Material der Holländer der einheimische sowohl als jütländische Torf ist, von welchem letzteren große Schiffsladungen nach Amsterdam kommen. Beiden Arten dieses Torfes scheint die Eigenheit, daß sie nur wenig Rauch und Ruß verursachen, gemein zu sein. Denn in öffentlichen sowohl, als in Privathäusern findet man unbedeckte Gefäße, die mit diesem Material im Zustande der Gluth angefüllt sind. In den starkbesuchten Kaffeehäusern dürfen dergleichen irdene Geschirre nicht fehlen. Oft stehen mehre auf den Tischen umher, damit jeder Gast mit Bequemlichkeit seine Pfeife an ihnen anzünden könne. In Privathäusern sieht man dieselben Feuertöpfchen mit einem hölzernen Gehäuse bedeckt. Sie stehen dann auf dem Boden umher und dienen, besonders den Frauen, zum Warmhalten der Füße. Wiewohl man in allen holländischen Städten einen eigenthümlichen Geruch vernimmt, der, wo er nicht mit der zuweilen vorherrschenden Ausdünstung der Canäle gemischt ist, nur von dem Torfe herrühren kann, habe ich doch bei wiederholten Versuchen und Beobachtungen, nie etwas an Geruch oder Staub Aehnliches von dem bemerken können, was unsere Steinkohlen in der Luft absetzen. Es ist mir im Gegentheil aufgefallen, daß, wenn bei dem Anzünden des Feuers in den nicht allerwege gut eingerichteten Caminen oder Caminöfen der Rauch in das Zimmer schlug, dieser von so leichter Natur war, daß er auf die Respiration nicht einmal so viel Eindruck machte, als es der Rauch von Holz zu thun pflegt.

Die Feuchtigkeit des holländischen Clima's wird Niemand in Abrede stellen, da ihren keineswegs angenehmen Einfluß auf den Körper ein Jeder empfinden muß, der nur einige Zeit dort verweilt. Daß die Seeküsten in dieser Hinsicht einen Vorzug haben, ist allgemein anerkannt. Dagegen waren ehemals die Gegenden, wo der Rhein große und faulende Binnenwasser bildete, weil ihm die Fluth bedeutende Massen von Sand entgegenwälzte und so den Ausfluß nach der Nordsee versperrte, für böse Fieber und andere Krankheiten verrufen. Der wahrhaft riesenmäßige Bau der Schleußen von Katwyck an der See und die eben im Werke begriffene, mit mehren Millionen veranschlagte

Austrocknung des Harlemer Meeres sind daher nicht blos als finanzielle Spekulationen, sondern zugleich als polizeiliche Maßregeln zu betrachten. Werden so verderbliche Folgen in den größeren und volkreicheren Städten Hollands nicht mehr bemerkt, so fühlt man sich dennoch auf eine eigene Art beschwert, und unwillkührlich zu der Trägheit herabgestimmt, die den Holländer bezeichnet und die stille, ausdauernde und unbesiegbare Kraft seines Characters auf eine wunderbare Weise zugleich nährt und verschleiert. Die Gewohnheit, bis tief in den Tag hinein zu schlafen und tief in die Nacht hinein zu wachen, wodurch die Betreibung jedweden Geschäftes vor 10 bis 11 Uhr Vormittags völlig unmöglich gemacht wird, wollen Landeskundige ebenfalls für eine Folge der feuchten Luft halten, die den Nerven ihre Kraft und Elasticität benehme. Findet man im Widerspruch mit diesen Bemerkungen, die auch der weniger aufmerksame Beobachter machen wird, die holländischen Gebäude im Allgemeinen trocken und nirgends von einer modernden und stockigen Feuchtigkeit belästigt, so darf dieß wohl auffallen, wenn gleich der allgemeine Gebrauch von gebrannten Steinen, die allerdings von weit vorzüglicherer Güte sind, als in den meisten Theilen Deutschlands, von einiger Bedeutung dabei sein kann. Noch seltsamer erscheint es unter jenen Umständen, daß der größere Theil der Häuser im Haag und einige von Amsterdam mit halben Souterrains versehen sind, in welchen sich dann die Küche und die Wohnungen für die Bedienung befinden. Am allermeisten überrascht der Umstand, daß fast alle Canäle mit hohen Bäumen besetzt und die Stuben in den nahe gelegenen Häusern noch überdieß durch dicke und schwere Fenstervorhänge verdunkelt werden. Hierin aber sieht der Holländer eins der wirksamsten Mittel gegen den nachtheiligen Einfluß der Ausdünstungen des stehenden Wassers. Fließendes Wasser, um dessen Besitz unter andern Utrecht beneidet wird, soll dagegen diese Vorsicht unnöthig machen. Auch fürchtet man ein weites der Sonne und dem Luftzuge ausgesetztes Wasserbecken weit weniger, als die Canäle, die wegen der umgebenden Häuser von solchem nicht berührt werden können. Die übertriebene Reinlichkeit und das häufig wiederholte Abwaschen des Aeußeren und Inneren aller Gebäude wird ebenfalls für ein Schutzmittel gegen die destruirende Einwirkung der Atmosphäre gehalten, und doch sollte man glauben, daß dieser Gebrauch, bei dem das Wasser in großen Massen auf die Wände und die Hausflur gegossen wird, die Feuchtigkeit eher vermehren als vermindern müsse. Nach dem Allen scheint es, daß es sich weit weniger um einen schädlichen Einfluß der Feuchtigkeit oder Nässe selbst, als darum handele, wie sich diese durch die eine oder andere Vorbedingung zu fauligen Dünsten gestalte. Dann allerdings tritt ihre Wirkung mit der Verderbniß der Luft, die oft durch ein gedrängtes Beisammenleben vieler Menschen auf einen kleinen Raume mittelbar und unmittelbar erzeugt wird, in ein und dieselbe Kategorie.

Unter diesen von den Eigenheiten unserer Atmosphäre sehr verschiedenen Umständen durfte ich im Allgemeinen die Uebelstände nicht erwarten, die unseren Gemälden so nachtheilig werden. Namentlich muß man nach dem Obengesagten Zerstörungen und Beschädigungen, die durch Staub und Ruß veranlaßt worden wären, weder in öffentlichen

noch in Privatsammlungen, ja selbst nicht einmal an solchen Gemälden suchen, die präsumtiv nicht immer mit der größten Aufmerksamkeit verwahrt, noch mit der größten Sorgfalt gepflegt worden sind. Daher sieht man auch in Kirchen und öffentlichen Gebäuden noch viele von alter Zeit her sehr wohl erhaltene und unangetastete Gemälde. Am auffallendsten war mir in dieser Beziehung der Königl. Palast zu Amsterdam, der als Rathhaus erbaut und zu dem Unterbringen der öffentlichen Behörden bis zu der Zeit benutzt worden ist, wo Louis Napoleon als König von Holland ihm seine jetzige Bestimmung gab. Gewiß sind bis dahin die vielen Gemälde, die sich in den großen Zimmern und Sälen von Anbeginn befanden und unter denen sich manches Stück von Gobert Blink, Ferd. Bol, Leevens und anderen auszeichnet, eben so wenig, als die reichen und fein gearbeiteten Marmorverzierungen, die man über den Caminen und den Thüren bewundert, nicht mit so großer Sorgfalt erhalten und gepflegt worden, daß man jetzt die Spuren der Verderbniß nicht mehr gewahr werden sollte, wenn selbst eine Nachbesserung bei der Umgestaltung des Palastes Statt gefunden hätte. Auch das Museum zu Amsterdam besitzt viele Werke, die früher im ehemaligen Stadthause und anderen öffentlichen Gebäuden aufgehängt waren. Dahin gehört namentlich das berühmte Gemälde des Barth. van der Helst, gemeinhin der Frieden von Münster genannt, ein Kunstwerk, dessen schöne Erhaltung in allen seinen Theilen und dessen wunderbare Harmonie in den frischen Farben man nicht genug bewundern kann. Die gute Erhaltung vieler von den feinen Bildchen, die oft nur durch eine Berührung leiden können, wie die kleinen Stücke des Gerard Dow, Franz Mieris, Metsu und anderer läßt mich ebenfalls vermuthen, daß über sie eine reinigende Hand nur selten und leise weggegangen ist. Sieht man hier und da bei einem W. v. de Velde, dessen oft nur hingehauchte Gemälde ich für die verletzbarsten halte, den Zusammenhang unterbrochen, so wird man versucht, einen solchen Schaden nicht dem Umstand allein zuzuschreiben, daß dergleichen Stücke zu sehr verstaubt und in Folge dessen zu hart gereinigt worden sein. Vielmehr glaube ich, daß derartige Verletzungen, wo sie nicht durch Zufall entstanden sind, von der Malerei selbst sehr oft bedingt waren.

Während dieß Alles sich fast von selbst erklärt, scheint es seltsamer und verwunderlicher, daß man beinahe noch weniger Spuren von Beschädigungen oder Zerstörungen bemerkt, die von der Feuchtigkeit veranlaßt worden wären. Man kann in dieser Beziehung fast alle Sammlungen, öffentliche sowohl als Privatsammlungen citiren, denn im Grunde ist keine, die diesem Elemente nicht mehr oder weniger ausgesetzt wäre. Das Museum im Haag liegt in einem kleinen See, der in bedeutender Breite den sogenannten Binnenhof, das ehemalige Residenzhaus der Grafen von Holland umgiebt. Demungeachtet aber sucht man nicht an den Gemälden allein, sondern ebenso an der Ausstattung der Zimmer, sei diese von Leinen, Holz oder anderem Stoffe, vergebens die Spuren einer zerstörenden Feuchtigkeit. Der unterste Stock desselben Gebäudes enthält die sogenannte japanische Sammlung, welche an Kleidungsstücken, Wehrgehänken, Teppichen und dergleichen mehr eine Menge Stoffe, theils seidene, theils baumwollene, auch lederne,

mit Gold, Silber und Seide gestickte enthält, alles Gegenstände, an denen Moder und andere Wirkungen der Feuchtigkeit sehr bald bemerkbar werden könnten. Demungeachtet aber zeigt sich das Alles, wovon Vieles von bedeutendem Alter ist, so frisch und unversehrt, daß man nicht genug erstaunen kann. Der Direktor der Sammlungen, dem ich meine Verwunderung darüber zu erkennen gab, versicherte, daß die Furcht vor Feuchtigkeit für die Gemälde sowohl, als für jene ethnographische Sammlung ihm noch niemals beigegangen sei, er halte vielmehr die freie und luftige Lage des Hauses — das allerdings durchaus von Ziegeln gebaut ist — über dem offenen Wasserspiegel für höchst günstig, weil es dadurch vielen Dünsten, die in engeren Theilen der Stadt weit nachtheiliger wirken könnten, nicht zugänglich sei. Noch mehr sollte man überrascht sein von der Frische, mit der sich die Gemälde erhalten haben, die den großen Saal des sogenannten Huys in Bosh schmücken. Dieser Palast liegt recht eigentlich in einem Busch oder Walde, der sich in östlicher Richtung nach Leyden hin ausdehnt, und bei überaus schönen, üppig gewachsenen Bäumen von einer Menge von kleineren und größeren Canälen durchschnitten ist. Das stehende Wasser in diesen und den hier und da sich bildenden weiteren Becken giebt dem Ganzen einen so morastigen und feuchten Character, daß wir in Deutschland großes Bedenken tragen würden, an solch' einem Orte einen Sommerpalast anzulegen oder gar Gemälde in einem solchen zu bewahren. Liegt nun das Huys in Bosh auf einem mit reinlichem Muschelsande bestreuten Freiplatze in diesen unleugbar feuchten Umgebungen, so kann man nach unseren Begriffen und Ansichten sich die Erhaltung der Gemälde von Jordaens, Grebber, Lievense, C. Everdingen, van Thulden, de Bray, Zoutmann, Gerard Honthorst und Cornelis Brizé kaum erklären. Vieles in diesen kostbaren Werken der besten Meister von der damaligen holländischen Schule ist so frisch, als ob es erst eben beendigt wäre. Nirgends sieht man Spuren davon, daß die Leinwand, wo diese den Grund bildet, gelitten hätte, oder gar zerstört worden wäre, und die Holztafeln einiger Gemälde sind fast ohne Ausnahme in der alten unversehrten Verfassung. Möge es auch als Abschweifung erscheinen, so kann ich mich doch nicht enthalten, hier eine Bemerkung einzuschalten, die auf unsere Sammlung sich speziell bezieht. Betrachtet man die große Apotheose oder den Triumphzug des Prinzen Frederick Hendrick, den Jacob Jordaens an der Hauptwand des Saales malte, genau, so wird man leicht einige Köpfe und Gestalten finden, die in der Darstellung im Tempel von demselben Meister (Nr. 528. äußere Galerie) wiederkehren. Ich schließe daraus, daß beide Gemälde in ihrem Alter nicht weit von einander stehen, ja, daß der Meister, da er sich derselben Modelle und Studien bediente, beide vielleicht in ein und derselben Zeit gemalt hat. Unser Gemälde war so bedeutend gesprungen und hatte sich an mehren Stellen so abgeblättert, daß es im Jahre 1839 rentoilirt und mit vielem Fleiße ausgebessert werden mußte. Jenes dagegen ist außerordentlich gut erhalten. Alle Zufälligkeiten zugegeben, denen unser Bild ausgesetzt gewesen sein kann, ehe es in die Königl. Sammlung überging, muß doch in dem jetzigem Lokale unserer Sammlung ein Einfluß möglich sein, der destruirender wirkt, als jene unleugbar feuchte Atmosphäre, in der sich

selbst ein weit größeres und ausgedehnteres Werk desselben Meisters besser erhalten hat. Auch der Königl. Palast in Amsterdam muß in dieser Beziehung besonders erwähnt werden. Er ist nicht, wie die meisten Gebäude nur aus Backsteinen erbaut, sondern zum großen Theil aus gebrochenen Steinen aufgeführt. Man begreift daher leicht, daß an seinen Wänden die Ausschwitzungen, denen dieses Material ausgesetzt ist, in dem feuchten Clima um so mehr vorkommen müssen; und doch hat dieser Uebelstand, der auch in einigen anderen öffentlichen Gebäuden wiederkehren soll, die zahlreichen Gemälde, deren ich schon vorhin gedachte, nicht zerstört oder beschädigt. Das Anlaufen der Gemälde, das Viele für Wirkung der Feuchtigkeit halten, kommt allerdings auch in Holland vor. Ich habe frisch gefirnißte Gemälde im Haag nur mit einem leichten graulichen Dunste überzogen gesehen; in Amsterdam dagegen bemerkt man diesen Uebelstand in höherem Grade, und zwar in dem für feucht gehaltenen Königl. Palaste weit weniger, als in dem Museum. Hier tritt meines Erachtens die Wahrheit, daß dieser Dunst, der auf einigen Gemälden des Amsterdamer Museum sich eben so stark, wie bei uns, in bläulicher, schillernder Färbung zeigt, nicht die Wirkung der Feuchtigkeit im Allgemeinen, sondern einer durch mephitische Dünste, durch menschliche Ausathmungen und dergleichen mehr verdorbenen Atmosphäre ist, am schlagendsten hervor. So war es auch wohl zu verstehen, wenn der Herr Director Apostool, ein bejahrter und erfahrener Mann, mir versicherte, „die Feuchtigkeit an sich selbst sei völlig unschädlich; er habe Gemälde gesehen, und könne mir deren noch in der öffentlichen Sammlung nachweisen — unter andern den Frieden zu Münster — die über hundert Jahre an Wänden aufgehängt gewesen, die niemals ausgetrocknet seien, ja an denen beinahe immer das Wasser herabgeträufelt habe, und doch seien diese Gemälde im besten Stande. Andere dagegen, die in engen, mit unreiner Luft geschwängerten Räumen aufgehoben worden, seien erblindet und allmählig verdorben. (Dahin rechnete er ein paar kleine W. v. d. Velde, einen Gerard Dow, der in der Farbe gelitten und einen Nikolas Maas, dessen Malerei sich hier und da aufgelöst habe.) Damit übereinstimmend, sei auch die allerdings feuchte Atmosphäre von Holland nicht den Gemälden an sich selbst nachtheilig; sie werde es aber sofort, wenn in Folge von schnellem Wechsel in der Temperatur, insonderheit durch rasch eintretende Wärme aus dem stehenden Wasser der Canäle eine faulige Ausdünstung aufsteige; dann könne man alle Gemälde, die für eine solche Einwirkung empfänglich seien, mit einem bläulichen Dunste überdeckt sehen, der, wenn er sich häufig wiederhole, ohne entfernt zu werden, zuerst den Firniß verzehren und dann die Farben allmählig angreifen müsse. Aehnlich sei die Wirkung, wenn die Sammlung sehr stark besucht werde, da die durch allzuhäufiges Aus- und Einathmen verdorbene Luft jenen mephitischen Dünsten in ihrer Wirkung beinahe gleich komme." Auch wollte Herr Apostool bemerkt haben, daß ein Gemälde, das einmal mit dieser Krankheit befallen worden, — wie denn auch dieß von der Individualität im höchsten Grade abhängig ist, — für dieselbe Einwirkung größere Empfindlichkeit behalte, als ein solches, das ihr noch nicht ausgesetzt gewesen. Er schrieb daher den Umstand, daß mehre Gemälde, die in den vorderen Zimmern des Museums (unter

deren Fenstern die Straße mit dem Canal hinläuft) aufgehängt sind, nach den öffentlichen Tagen mehr und sichtlicher anlaufen, als andere, die sich in den hinteren, nach einem Garten hinaus sehenden Zimmern befinden, nicht allein der, im Allgemeinen mit schädlichen Dünsten mehr angefüllten Luft, sondern der größeren Empfindlichkeit und Reizbarkeit der einmal angegriffenen Gemälde zu. Die Thatsache, daß nach öffentlichen Tagen die Gemälde in den Gartenzimmern weniger angegriffen sind, als die in den vorderen Sälen, ist allerdings wahr, wie ich mich durch den Augenschein überzeugt habe. Doch wage ich nicht zu entscheiden, ob ihr hauptsächlicher Grund in der, durch frühere Erkrankung begründeten Empfindlichkeit der Gemälde oder in der Luft im Allgemeinen liege, die in den vorderen Zimmern der Natur der Sache nach weniger gut sein kann, als in denen der Rückseite.

Endlich muß ich, um etwanigen Einwürfen zu begegnen, noch einer besonderen Einzelnheit gedenken. Unter allen holländischen Gemälden, besonders unter denen, die man in Amsterdam sieht, fällt der üble Zustand vieler und namentlich größerer Gemälde von Rembrand am meisten auf. Nach der allgemeinen Gewohnheit, die augenfälligsten Beschädigungen, den am meist vorspringenden atmosphärischen und anderen Erscheinungen zuzuschreiben, wird es häufig geschehen, daß man die Sprünge, Abblätterungen und anderen Uebel, die an größeren Gemälden Rembrands bemerkt werden, der Feuchtigkeit zur Last legt. Man findet für diese Voraussetzung einige Wahrscheinlichkeit, wenn man sich vorstellt, daß die Feuchtigkeit das Material, namentlich die Leinwand angegriffen haben könne, daß dann bei plötzlicher und unzeitiger Austrocknung die Verbindung zwischen ihr und den Farben gestört worden und so der Zustand entstanden sei, der uns manchen Verlust in dieser Hinsicht beklagen läßt. Wenn aber diese Argumentation im Allgemeinen wahr sein sollte, müßte sie auf andere Gemälde eben so passen, als auf die von Rembrand. Dieß ist aber nicht der Fall; denn jene auffallenden Beschädigungen sieht man nur an Rembrands Gemälden und einigen Werken, die unmittelbar aus seiner Schule hervorgegangen sind. Bei anderen Gemälden, die in demselben Raume, denselben örtlichen und atmosphärischen Einwirkungen ausgesetzt waren, sind sie nicht zu bemerken. Folgende vier Gemälde: das Portrait des Baumeisters vom ehemaligen Stadthause J. van Campen, von Ferdinand Bol in seiner eigenthümlichen, glänzenderen (nicht Rembrandschen Weise) gemalt (Nr. 36. Catal. des Mus. zu Amsterdam), der Münstersche Friede von B. v. d. Helst (Nr. 116.), die Portraits der fünf Vorsteher des Correctionshauses von Carel du Jardin (Nr. 158.) und die Portraits der fünf Vorsteher des sogenannten Stalhof zu Amsterdam von Rembrand (Nr. 256.) sind alle fast zu gleicher Zeit gemalt und früher sämmtlich unter ähnlichen, wenn nicht ganz gleichen scheinbar nachtheiligen Umständen aufgehängt gewesen, und doch ist nur das Gemälde von Rembrand vielfach beschädigt, während jene anderen drei überaus gut erhalten sind.*) Dasselbe ist der Fall

*) Demungeachtet aber, um Rembrand's großem Genius nicht zu nahe zu treten, macht das Gemälde von Rembrand unter allen noch die größte Wirkung.

mit den zwei Gemälden, die Portraits der drei Vorsteher der Schützengesellschaft von B. v. der Helst (Nr. 118.) und die sogenannte Nachtwache von Rembrand (Nr. 254), welche früher in einem Lokal aufbewahrt wurden, und von denen das letztere ohne allen Vergleich mehr gelitten hat, als das erstere. Ferner müßte, wenn jene Voraussetzung, daß nur die Feuchtigkeit jenen Schaden angerichtet habe, richtig sein sollte, unter anderen atmosphärischen Einflüssen eine bessere Erhaltung der Gemälde von Rembrand und seiner unmittelbaren Schule bemerkt werden. Aber auch dieß ist nicht der Fall; denn wo man auch dergleichen Bilder findet und aufmerksam betrachtet, wird man den obengedachten Uebeln wieder begegnen. Es bleibt daher nur die Erklärung übrig, die auch nach dem Urtheil von Restauratoren aus der Malerei selbst, der Mischung und Behandlung der Farben, sowie aus einer zu dunklen Grundirung sich ableiten läßt. Dabei ist es nicht unmöglich, noch unwahrscheinlich, daß die auf eigenthümliche Art gemischten und aufgetragenen Farben nicht nur in sich selbst den Keim der Krankheit tragen, welche überall, bald mehr, bald weniger bemerkt wird, sondern daß sie vielmehr dem nachtheiligen Einfluß der Atmosphäre größeren Raum und größere Gewalt geben; daß ferner die ungleiche Oberfläche der meisten Rembrandschen Bilder eines Theils das Eindringen nachtheiliger Bestandtheile der Luft mehr begünstige, und anderen Theils eine Reinigung durch mildere Mittel bedeutend erschwere.

In

England

ist von Holzfeuerung vielleicht mit Ausnahme sehr weniger nördlicher Gegenden auf der ganzen Insel nicht die Rede. Ueberall, in den vornehmsten sowohl als den geringeren Häusern, in den Räumlichkeiten der Behörden und in denen der Kaufhallen und Fabriken muß, so lange man damit auskommen kann, ein helles Feuer von Steinkohlen brennen, deren Natur und Bestandtheile zu sehr und zu allgemein bekannt sind, als daß es nöthig wäre, darüber etwas mehr hinzuzufügen. Man sieht deshalb eine englische Stadt mit Ausnahme der frühesten Morgenstunden nie anders, als mit einer dicken und undurchdringlichen Wolke von Rauch bedeckt. Auf den Dächern der Häuser und auf den Straßen bemerkt man denselben schwarzen Staub, der auch bei uns gewöhnlich ist. Wer in London nur wenige Stunden umhergeht, wird an seiner Haut so gut, wie an seiner Wäsche die stärksten Spuren davon wahrnehmen. Wenn, hiermit im Widerspruch, Einzelne behaupten, daß in London und anderen englischen Städten Staub und Steinkohlenruß nicht so beschwerlich und lästig sei, als an einigen Orten des Continents und namentlich in Dresden, so muß man dagegen wieder die Vorkehrungen und Anstalten in Betracht bringen, welcher sich die Gesammtheit sowohl, als Einzelne zu Verminderung des Uebels bedienen, und von denen allerdings die Meisten auf dem Continent vernachlässigt werden. Zuerst erheischt das Prinzip der englischen Reinlichkeit, die von weit gründlicherer und vernünftigerer Ausbildung ist, als in Holland, daß alle und auch die entlegensten Theile einer jeden Stadt mit häufigen und reichhaltigen Wasserpumpen versehen sind. Kein Hausbesitzer würde es dulden, daß vor seinem Hause der Boden bis zu dem Staube

austrocknete, der bei trockener Witterung alle unsere Straßen bedeckt. Besonders in den neueren Theilen von London, wo das Stein-Pflaster von den Mack-Adamschen Chausseen immer mehr verdrängt wird, wäre es nicht denkbar, wie bei dem, allen Maaßstab übersteigenden Leben an Wagen, Reitern und Fußgängern der unerträglichste Staub verbannt werden könnte, wenn die Straßen — bei trockenem Wetter — nicht alle Tage und selbst zu wiederholten Malen mit Wasser besprengt würden. Denn trotz dieser unablässigen Sorgfalt und Mühe sieht man dennoch auf allen Punkten, wo die großen Plätze und breiten Straßen eine weite Aussicht gestatten, auch bei den hellsten Tagen in ein Meer von Dunst und Staub hinein, das, bei einiger Entfernung alle Gestalten nur ungewiß erscheinen läßt. Daher zieht sich auch Jeder, dessen Stellung und übrigen Verhältnisse es gestatten, so sehr als möglich von denjenigen Städten oder Stadttheilen zurück, in denen das gewerbliche Treiben am Lebhaftesten ist. Vornehme und reiche Engländer, die nicht Fabrik- oder Handelsherren sind, werden sich nie in der unmittelbaren Nähe von Fabrikstädten, wie Birmingham, Manchester, Leeds u. s. w. aufhalten oder anbauen. In London selbst bezahlen mehre Lords und reiche Privatleute lieber die bedeutenden Taxen für eine, mit freier und luftiger Gartenumgebung eingefaßte Wohnung, als daß sie gleich anderen den theuern Grund und Boden zu Häusern ausgäben. So zahlt der Herzog von Northumberland weit über 1000 L. jährliche Taxen für seinen Palast und Garten am Trafalgar-Square. Der Marquis von Landsdown, der Herzog von Devonshire und andere erhalten mit gleichen Opfern die freie Lage ihrer Paläste. Wer solche oder ähnliche Wohnungen nicht besitzt, scheut die großen Renten nicht, die der Grundbesitzer für Häuser oder Bauplätze fordert, welche an einer breiten Straße, an einem Square, oder gar an einem Park gelegen sind. Sowie überhaupt in England nicht leicht etwas zur allgemeinen Sitte oder Gewohnheit wird, was nicht auf einem vernünftigen Grunde beruht, so kann man auch den Umstand, daß jede Straße in demselben Maaßstabe, in dem sich das gewerbliche Treiben mit Niederlagen und Kaufläden in ihr ausbreitet, von den höheren Ständen und unabhängigeren Personen, trotz der oft damit verbundenen großen Opfer an Geld, geflohen und gemieden wird, in seiner ersten Entstehung als eine Folge der sich überall aussprechenden Vorliebe für reine Luft und Freiheit von Staub und Rauch ansehen. Auch damit mag diese Gewohnheit zusammenhängen, daß jeder Engländer auf ein völlig geschlossenes Haus den größten Werth legt. Der Zug, der in unseren Gebäuden die auf den Straßen sich umtreibende Atmosphäre mit allen ihren Unreinigkeiten durch die große und offene Hausflur in das Gebäude hereinleitet, wird in keinem Privathause bemerkt, wobei auch der Umstand von Bedeutung ist, daß mit der Richtung der Hausflur so wenig als möglich andere Gänge mit Thüren oder Fenstern in Verbindung stehen. Die Treppe, die nicht wohl von ihr abzuschneiden ist, versieht man daher gern mit Oberlicht. Auch die genaue und vollendete Arbeit aller verschließenden Theile eines Hauses, wie Fenster und Thüren kommt hierbei in Betracht. Noch ist es für die Vermeidung des Rauches im Innern der Gebäude wesentlich, daß fast jedes Feuer seinen eigenen Schornstein hat, der nicht mit der unnöthigen und zweck-

widrigen Weite, wie bei uns, und niemals aus gebrochenen Steinen aufgeführt ist, sondern aus einer engen, nach oben sich verjüngenden Röhre aus gebrannter Erde oder einzelnen Backsteinen besteht. Der faule Zug, den unsere Feueressen oft haben und die Einwirkung der äußeren Atmosphäre auf dieselben, wird dadurch schon beseitigt. Gegen Unwetter und Stürme, die besonders in London oft mit großer Heftigkeit herrschen, sind diese Schornsteine in der Regel durch eine Krönung geschützt, die aus vier schmalen, am oberen Ende abgespitzten Schieferplatten besteht. Auch die Windrohre, die sich mittels einer Wetterfahne mit der Oeffnung von der Richtuug der Luft abwenden, und auf dem Continent schon häufig angewendet worden, kommen zuweilen vor. Dringt nun trotz dieser Vorkehrungen und Anstalten immer noch viel Staub und Schmutz in die Wohnungen ein, so muß man dagegen die Aufmerksamkeit und Sorgfalt beachten, mit der alles, was denselben aufnehmen und anhalten könnte, gereinigt wird. Hierbei kommt allerdings das Zusammengedrängte der Räumlichkeiten und das helle Licht, das für jede derselben auf irgend eine Art ermöglicht wird, in den kleineren und die zahlreiche Bedienung in den größeren Häusern dem Fleiße der dienenden Classe oder der Aufsicht der Herrschaft sehr zu Statten.

Was die Feuchtigkeit anlangt, so wird allerdings in England so wenig als in Holland ihre Präponderenz in der Atmosphäre abgestritten werden können. Ich enthalte mich deshalb jeden Beweises, der namentlich in der üppigen Vegetation leicht zu finden wäre. Nur wird es sich fragen, ob sie überhaupt und an sich selbst schädlich oder zerstörend wirke. Wenn gleich eine Hemmung der Lebensgeister, die bis zu dem, keineswegs als Einbildung oder Mährchen zu betrachtenden Spleen ansteigen kann, besonders der zu gewissen Jahreszeiten feuchten und undurchsichtigen Luft zugeschrieben wird, so ist dabei wohl mehr daran zu denken, daß die allerdings eigenthümlichen und wunderbaren Nebel die freie Strömung und den Abzug solcher Ausdünstungen und atmosphärischer Bestandtheile hindern, die, wenn sie zum Stillstand kommen, den leblosen sowohl als lebenden Wesen nachtheilig werden. Damit scheint im Einklang zu stehen, daß überall die Entfernung oder Verminderung aller schädlichen und mephitischen Dünste nächst der schon erwähnten Sorge für Vermeidung von Staub und Rauch der Gegenstand der hauptsächlichsten Aufmerksamkeit ist. Man wird daher in keiner englischen Stadt — mit alleiniger Ausnahme der engeren Theile von einigen Fabrikstädten — die offenen Gossen und Rinnen sehen, die man auf dem Continent in vielen Orten findet. Das System der Latrinen aber, die namentlich in Dresden von der unzweckmäßigsten Art sind, würde dem Engländer der größte Gräuel sein. In dieser Hinsicht kann namentlich London als Muster aufgestellt werden; denn es ist fast unbegreiflich, wie bei einer so ungemein großen Bevölkerung eines verhältnißmäßig kleinen Raumes die große Masse vegetabilischer sowohl als animalischer Abgänge auf keine Weise belästigend wird, wie man bei der Unzahl von Verkaufsstätten für Fleisch, Fische und andere Victualien, die so leicht einen üblen Geruch verbreiten, nirgends und auch in den engsten Straßen diesen nicht vernimmt. Dagegen würde es fast noch unbegreiflicher sein, wie dieselbe Bevölkerung unter denselben

klimatischen Bedingungen auf einem Raume von gleicher Ausdehnung bestehen sollte, wenn die große Sorgfalt, die auf Hinwegräumung solcher Unreinigkeiten verwendet wird, nur einigermaaßen mit der Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit vertauscht würde, die in manchen Städten des Continents nicht allein lästig, sondern selbst der Gesundheit gefährlich wird. Um wieviel weniger dagegen das Wasser und dessen Nähe gefürchtet wird, geht daraus hervor, daß die Lage an einem freien Strome oder am Meere, wo dem Anscheine nach das unmittelbare Aufsteigen von feuchten Dünsten am Meisten gescheut werden könnte, für wünschenswerth, angenehm und gesund erachtet wird, wie denn z. B. längs der Themse hin die freundlichsten und heitersten Ortschaften, Landhäuser und Schlösser liegen. Durch das, gleich wie in Holland, größtentheils aus gebrannten Steinen bestehende Bau-Material sind die Häuser, auch im Fall eines plötzlichen Temperatur-Wechsels, vor der Feuchtigkeit, die unser Sandstein erzeugt, gesichert. Wird dagegen zu Pallästen und großen öffentlichen Gebäuden ein in England sehr gewöhnlicher Kalkstein verwendet, so gewährt dieser eines Theils den Vortheil, bei jenem Wechsel in der Temparatur weniger zu leiden und Beschwerden zu veranlassen, als unsere Bruchsteine, und anderen Theils ist bei der allgemeinen Milde des englischen Clima's die Verschiedenheit in der Temperatur von geringerer Ausdehnung, wie denn dieß dadurch schon hinlänglich bewiesen ist, daß eine Menge von Bäumen und Sträuchern, die im mittleren Deutschland und selbst im nördlichen Frankreich die Winter nicht überdauern würden, dort im Freien fortkommen und oft zu einer bedeutenden Höhe gedeihen. Eine so strenge Kälte wie die, welche im letzten Winter sogar die Themse hat gefrieren und den ganzen Verkehr für einige Tage hat stocken lassen, ist fast unerhört.

Wiewohl hieraus abzunehmen ist, daß das englische Klima mit dem holländischen in keinen Vergleich gestellt werden und daß man daher auch von ganz anderen atmosphärischen Einflüssen auf die Gemälde reden muß, so ist doch dadurch noch nicht auf eine größere Verwandtschaft mit unserem Klima oder auf ganz gleiche Uebelstände und Vortheile zu schließen. Die Calamität des, mit aller Sorgfalt aus den Gebäuden nicht völlig zu verbannenden Staubes und Steinkohlenrußes ist allerdings eine unläugbare Thatsache. Sie wird in den öffentlichen Anstalten, wie in dem britischen Museum, sowie in der National-Galerie und Akademie höchst lästig. Man denkt daher vielfältig auf Mittel, sie zu beseitigen und zu vermindern, wovon weiter unten Bericht erstattet werden wird. Diese öffentlichen Anstalten aber sind neu. Die Kunstwerke und Gemälde, die sie enthalten, haben dem nachtheiligen Einflusse des Kohlenrußes und Staubes kaum noch die Hälfte des Zeitraumes unterlegen, während welchem z. B. die Dresdener Galerie denselben ausgesetzt war. Man kann daher schon aus diesem Grunde die Wirkungen desselben mit denen, die man in Dresden zu bemerken glaubt, nicht ganz zusammenstellen. Dazu kommt ferner, daß von diesen neu erworbenen Kunstschätzen wenige ganz frisch in den Besitz der Sammlungen übergegangen sind, die meisten aber schon den höchst gefährlichen Weg durch die Hände der Kunst- und Bilderhändler gemacht haben. Man muß deshalb bei dem Aufsuchen der Veranlassungen von manchen Beschädigungen und Zerstörungen sehr

vorsichtig zu Werke gehen, um nicht falsche und völlig unhaltbare Schlüsse zu machen. Eine bestimmtere Belehrung in dieser Beziehung versprach ich mir von solchen Gemälden, die theils im Besitz von Privaten, theils von solchen öffentlichen Anstalten sind, deren Zweck nicht eben auf die Kunst gerichtet ist; denn es ist sehr gewöhnlich, die Säle, Hallen und andere große Räume von gemeinnützigen Anstalten mit Gemälden auszuschmücken, die bald nur einzelne Portraits der Vorsteher, bald größere Compositionen enthalten. So ist z. B. das Treppenhaus des Bartholomew-Hospital — eine mit akademischen Einrichtungen verbundene chirurgisch-medicinische Heilanstalt — mit überaus großen historischen Oelgemälden auf Leinwand von Hogart bedeckt. Auch in Christ-Hospital, einer der ältesten und reichsten Schul-Anstalten Londons, findet man viele Gemälde, unter denen einige bedeutende Stücke von Holbein, andere von van Dyk der Betrachtung sehr werth sind. Bei den Privatsammlungen aber mußte ich mich der schon gedachten Gewohnheit reicher Engländer, sich von dem dampfigen und staubigen Treiben und Lärmen der Stadt so sehr als möglich abzubauen und der Sorgfalt, mit der überall die Reinlichkeit gepflegt wird, (und dahin gehört auch die Gewohnheit, die Gemälde außer der Saison, d. i. vom Herbst bis zum Frühjahr, also in der gefährlichsten Zeit fast hermetisch zu verschließen) erinnern, um mir den trotz jener Calamität noch auffallend guten Zustand der Gemälde zu erklären. Es versteht sich, daß die Kunstwerke von dem schwarzen Dunst und Ueberzuge, der selbst bei der größten Aufmerksamkeit durch die weit ausgedehnte Wirkung einer mit dem fetten Steinkohlenruße geschwängerten Atmosphäre unvermeidlich gemacht wird, keineswegs durchgängig frei sein konnten. So scheint in dieser Beziehung namentlich die Hopesche Sammlung weniger frei, als die Privatsammlung J. Maj. der Königin im Buckingham-Pallace und die des Herzogs von Southerland, die allerdings beide in der Nähe des St. James Park eine sehr freie und luftige Lage haben. Doch habe ich die zerstörenden Folgen in gänzlich vertrockneten Farben, angegangener oder destruirter Leinwand, welche durch den immer zunehmenden Staub und Ruß in der Länge der Zeit wohl eintreten können, weniger bemerkt, als ich es erwartet hätte. Selbst bei den Stücken, die in den schon genannten öffentlichen Anstalten oder in Privathäusern einzeln zerstreut, muthmaßlich einer noch ungünstigeren Atmosphäre ausgesetzt und dabei mit geringerer Sorgfalt gepflegt sein mögen, habe ich zwar oft sehr beklagenswerthe Verdunkelungen gesehen und mitunter fast unsichtbar gewordene Gemälde gefunden, aber positive Beschädigungen und Zerstörungen, die ich diesem Umstand allein hätte zuschreiben mögen, sind mir im Ganzen wenig vorgekommen. Ich kann hierbei die von Rubens ausgeführten Decken-Gemälde in der Capelle von White-Hall nicht unerwähnt lassen, da sie vielleicht zu denen gehören, die am längsten auf ein und demselben Fleck der Londoner Atmosphäre ausgesetzt gewesen sind und allerdings am Meisten beschädigt scheinen. Man bemerkt an ihnen viele Ausbesserungen, die aber auch die verschiedenen Unbilden, welche die Gemälde erlitten haben, nicht genug unterscheiden lassen, um über deren Veranlassung ein erschöpfendes Urtheil zu fällen, was überdieß noch dadurch erschwert wird, daß die Decke sehr hoch und daher der Beschauer von den Gemäl-

den sehr entfernt ist. Die größte Anzahl von Bildern, die in einem ungewöhnlich hohen Grade verdorben waren, habe ich zu Oxford in der Sammlung des Christ-Church-College gesehen. Hier waren allerdings die störendesten Verdunkelungen zu beklagen und scheinbar destruirte Farben, sowie höchst auffällige Abblätterungen und Sprünge machten viele Gemälde völlig ungenießbar. Daneben hatten aber die meisten Werke die augenfälligsten Spuren höchst unkundiger und roher Verputzungen und Herstellungen. Man findet kaum eine Erklärung für diesen überaus kläglichen Anblick des Unterganges mehrer schöner Stücke von guten und vortrefflichen Meistern. Denn sollte denselben der Steinkohlenruß, der Staub, die Wärme, Feuchtigkeit, kurz, sollten ihn nur die atmosphärischen Bedingungen veranlaßt haben, so wäre kein Grund vorhanden, warum dieselben Bedingungen an anderen Gemälden nicht gleichen Schaden angerichtet hätten. Einiges Aehnliche sieht man allerdings in Blenheim, und ich möchte fast glauben, daß an einzelnen Bildern daselbst dieselbe rohe und unverschämte Hand sich vergriffen habe. Besser ist dagegen, wiewohl auch nicht in durchaus gutem Zustande die Sammlung in Bodleian-Library. Unter solchen Prämissen bleibt kaum noch eine andere Vermuthung möglich, als daß den Einflüssen der Atmosphäre, deren Fähigkeit, Schaden anzurichten, im Allgemeinen unläugbar ist, die größte Sorglosigkeit in der Bewahrung und eine grobe Ignoranz in der Behandlung der Gemälde durch nachtheilige Firnisse und dergleichen mehr zu Hülfe gekommen sein müsse; wogegen andere, unter ähnlichen Umständen besser erhaltene, niemals ganz aus den Augen gelassen, nie den Verwüstungen der Zeit und noch weniger einer gewissenlosen Restauration Preis gegeben worden sind.

Unter denselben oder ähnlichen Beschränkungen als bisher von der Einwirkung des Kohlenrußes und Staubes die Rede gewesen ist, muß man die Wirkungen der Feuchtigkeit auf die Gemälde betrachten. Daß sie in regelmäßig bewohnten und solchen Räumen, die von den reichen Besitzern von Zeit zu Zeit benutzt werden, schon aus anderen Gründen, als der Sorge für Gemälde fern gehalten wird, liegt in der Natur der Sache. Man kann sich daher nicht wundern, wenn in Sammlungen, wie die der Herzöge von Devonshire, von Southerland, von Northumberland, ferner im Buckingham-Pallast und im Schlosse zu Windsor keine Spuren davon zu entdecken sind, da diese ohne Ausnahme in Sälen, Zimmern und Galerien aufgestellt sind, die den bewohnten Räumen mit angehören. Das Schloß Windsor liegt noch überdieß auf einer, die Ebene ringsum beherrschenden Höhe und genießt daher ohne Frage der reinsten und gesundesten Luft, die sich wünschen läßt. Die öffentliche Sammlung in London, sowie die in den Sälen öffentlicher Anstalten aufgehängten Gemälde könnten diesem Uebel mehr unterworfen gewesen sein, und doch sucht man vergebens nach seinen Spuren. Am augenfälligsten müßten sich diese zeigen — wenn sie überhaupt von großer Wirkung sein sollten — an zwei großen Werken der Galerie zu Hamptoncourt. Ich meine die sieben raphaelischen Cartons zu den Tapeten und den Triumphzug des Julius Cäsar von Mantegna. Das erste dieser Werke ist bekanntlich von Carl I. erkauft und bei der unter Cromwell veranstalteten Versteigerung für den Staat wieder erworben worden; daher ist dasselbe seit dem Ankauf in der ersten Hälfte

des 17ten Jahrhunderts nicht wieder aus Hamptoncourt entfernt worden und hat seit der Regierung Wilhelm III., (1688—1702) der den jetzigen Saal durch Christopher Wren für diese Gemälde eigens erbauen ließ, den Platz an den Wänden, die sie jetzt bedecken, nicht wieder gewechselt. Das Werk Mantegna's, ebenfalls durch Carl I. in Mantua erworben, wurde zwar in der Revolution verkauft, war aber schon zur Zeit Wilhelm III. der es durch Laguerre im Jahre 1690 restauriren ließ, wieder im Besitz der Krone, und ist seit dieser Zeit immer in Hamptoncourt aufgestellt gewesen. Beide sind, da die Cartons auf Papier in Wasserfarben, der Triumphzug Mantegna's aber auf Leinwand in Leimfarben gemalt ist, dem nachtheiligen Einfluß der Feuchtigkeit weit mehr unterworfen, als andere Staffeleibilder. Demungeachtet aber sind sie, wenn man über die Beschädigungen hinwegsieht, die durch ihre bekannten Schicksale veranlaßt worden, in gutem Stande. Einige Gemälde in Hamptoncourt tragen zwar die Spuren einer längeren Vernachlässigung, die dadurch erklärt wird, daß die Räume des Schlosses seit langer Zeit unbewohnt sind; andere ursprünglich zu der Sammlung gehörige Gemälde sind von dem Schaden, der ihnen durch die Länge der Zeit nach und nach war zugefügt worden, auf ungeschickte Weise hergestellt. Diesen sind namentlich die meisten derjenigen Bilder beizuzählen, welche von da nach dem Schloß Windsor versetzt und bei dieser Gelegenheit unter die Hände von nicht sehr gewissenhaften Restauratoren gerathen sind. Bei dem Allem würde es aber schwer zu sagen sein, welchen einzelnen Veranlassungen an Staub, Feuchtigkeit, Wärme und sonst der Schaden zuzuschreiben sei. Die Entscheidung fällt um so schwerer, da auch hierbei wieder die Individualität der einzelnen Gemälde von Bedeutung und Einfluß ist, sowie denn mit Ausnahme der Unreinigkeiten, die von der Länge der Zeit endlich über jedes Bild gelegt werden müssen, die vielen und kostbaren Holbeins, die sich in Hamptoncourt befinden, durchgängig besser erhalten sind, als viele andere. Unter diesen Umständen glaube ich über die Einwirkungen der englischen Atmosphäre auf die Gemälde im Allgemeinen folgende Schlußfolgerungen abnehmen zu dürfen: Der Steinkohlendampf, Ruß und Staub wirkt daselbst allerdings nachtheilig auf die Gemälde und wird unter gewissen Umständen selbst verderblich. Seine Einwirkung würde aber noch mehr bemerkbar und verderblicher sein, wenn nicht erstens landesübliche Gewohnheiten schon von Haus aus die Mehrzahl der Gemälde mehr sicherten, als bei uns, und zweitens die Aufmerksamkeit auf dieselben mehr unterlassen würde, als es im Allgemeinen der Fall ist. Von der Feuchtigkeit läßt sich dasselbe sagen. Es ist aber noch hinzuzufügen, daß sie im Grunde erst dann ihre verderbliche Wirkung äußern würde, wenn nicht überall für Verminderung und Entfernung fauliger und ungesunder Dünste so viel gethan wäre, als möglich ist. Hierdurch ist jedoch keineswegs geläugnet oder in Abrede gestellt, daß in Räumen, wo ein großer Andrang von Menschen stattfindet und durch die starke Aus- und Einathmung, sowie durch deren natürliche Ausdünstung die Luft verdorben wird, die Gemälde mit einem ähnlichen blauen Dunste überzogen werden, als bei uns. Dieß ist auf der National-Galerie zu bemerken, wenn diese stark besucht worden, und wird in den Sammlungen reicher Privaten gewiß nicht fehlen, wenn die

Räume, in denen sie aufgestellt sind, bei einer Veranlassung, wie z. B. einem Ball oder einer anderen Abendgesellschaft von Menschen sehr gefüllt gewesen sind. Es ist aber glaublich, daß die dann auf der Oberfläche entstehenden Absätze von leichterer Natur und daher mit wenigerer Mühe zu entfernen sind, als bei uns, wo sie aus mehren Ursachen herrühren, deren Erörterung an dem gehörigen Orte ich mir vorbehalte.

Von

Paris

läßt sich im Ganzen weit weniger sagen, weil auf der einen Seite die zufälligen Eigenschaften des Clima's und der Atmosphäre durch landesübliche Gebräuche und Bedingungen, in Ermangelung des Sinnes für Ordnung und Reinlichkeit, der die Engländer auszeichnet, in ihren Wirkungen weit weniger beschränkt werden, anderen Theils aber auch bei geschehenem Schaden die Abhülfe oft zu weit geht; so haben wohl seit den letzten 50 Jahren, in denen die Erhaltung und Wiederherstellung von Gemälden erst zum Geschäft und System geworden ist,. unter allen Nationen die Franzosen auf der einen Seite am Meisten für diesen Zweck gethan, auf der anderen Seite aber auch die meisten Bilder verputzt und theilweise verdorben. Man sollte im Allgemeinen annehmen dürfen, daß das Clima und die atmosphärischen Bedingungen in Paris für die Gemälde weit günstiger seien, als in England. Die Feuerung mit Steinkohlen ist nicht vorherrschend. Wiewohl in einzelnen großen Anstalten und Fabriken, die nicht genug von der Stadt entfernt sind, der Gebrauch derselben immer mehr überhand nimmt, so giebt es doch noch wenige Privathäuser, in denen man sich von den weiten Kaminen trennen mag, welche große Holzscheite auf nutzlose Weise verzehren und bei der schlechten Einrichtung des Schornsteines nicht selten Rauch in den Zimmern verbreiten. Ueberdieß ist der Heizungsbedarf der Franzosen weit geringer, als der ihrer östlichen sowohl, als überseeischen Nachbarn. Demungeachtet aber ist die Stadt nicht freier von Staub und rußigem Niederschlag, als manche andere unter ungünstigeren Bedingungen. Dafür zeugt das verschwärzte Ansehen der meisten Gebäude. Bei dem nach der Angabe von Landeskundigen mehr heiteren als bedeckten Himmel, den milden Uebergängen der Jahreszeiten, und der freien und luftigen Lage der Stadt an einem breiten, wohlverwahrten und raschfließenden Strome wird Niemand leicht auf den Gedanken kommen, derselben im Allgemeinen eine vorherrschende Feuchtigkeit zuzusprechen. Aber es tritt an deren Stelle ein Uebelstand, der meines Erachtens weit destruirender ist. Dieß ist der Mangel an Fürsorge gegen die Entstehung und Verbreitung aller der Unreinigkeiten, die sich überall aufhäufen müssen, wo eine große Masse von Menschen auf verhältnißmäßig engen Raume beisammen wohnen. Zwar hat man in der letzten Zeit durch kostspielige Anlage größerer und breiter Straßen und Plätze, durch Bedeckung einiger von den Wasserbächen (ruisseaux) die sonst in der Mitte einer jeden Straße offen dahin flossen, durch die Verlegung der großen Schlachthäuser vor die Stadt und andere ähnliche Veranstaltungen manche Verbesserungen angebracht, die von dem Pariser Publikum nicht selten gerühmt werden. Aber trotz dem bleibt noch viel zu wünschen übrig. Dahin gehören die Unreinlichkeiten, die jede Nebenstraße im höchsten Grade

anfüllen, selbst auf den Hauptstraßen nur sehr oberflächlich entfernt, auf den Plätzen aber die zum Verkauf von Lebensmitteln bestimmt sind, zum großen Theile der Verwesung Preis gegeben werden, anderer noch schmutzigerer Uebelstände nicht zu gedenken. Unter diesen Umständen ist es unvermeidlich, daß bei jeder Art von Temperatur die Luft der Stadt, besonders in den an Zahl und Raumgehalt überwiegenden engeren Theilen mit schädlichen Dünsten geschwängert sein muß, die für Alles weit gefährlicher und zerstörender sind, als Rauch und Staub, oder die einfachen Elemente der Atmosphäre an Feuchtigkeit und Wärme. Daher kann man wohl sagen, daß in gewisser Beziehung die atmosphärischen Wirkungen, die man in Paris bemerkt, den unsrigen sehr nahe kommen. Denn gewiß leiden wir an der bald stärkeren, bald schwächeren Ausdünstung der mangelhaft eingerichteten Latrinen auf ähnliche Weise, und was uns dadurch zu Gute kommt, daß die Stadt bei ihrer geringeren Ausdehnung mehr breite Straßen und große Plätze hat, und daß diese weit weniger mit Unreinigkeiten überfüllt sind, als in Paris, wird durch den weit bedeutenderen Steinkohlendampf reichlich aufgewogen. In der That möchte ich auch glauben, an den Gemälden, die ich in Paris gesehen, ähnliche Uebelstände, wie an den unsrigen bemerkt zu haben, wenn nicht die meisten derselben unter dem früheren Systeme allzu energischer Herstellungen so mannichfaltige Schicksale gehabt hätten, daß es schwer, ja fast unmöglich ist, die Folgen dieser von den allgemeinen klimatischen zu unterscheiden. Die Galerie des Louvre liegt bekanntlich an dem Quai der Seine. Daß die Nähe eines fließenden Wassers weder auf die Gemälde, noch auf sonst ein lebloses oder lebendes Wesen absolut schädlich wirkt, ist für diejenigen, denen es durch die allgemeine Erfahrung noch nicht genug bewiesen ist, schon so oft abgehandelt worden, daß es kaum noch einer Erwähnung bedarf. Doch scheint es nicht ganz unnütz, zu berichten, daß auch im Pariser Museum nicht die entfernteste Spur einer nachtheilig einwirkenden Ausdünstung des Wassers zu finden ist. Im Gegentheil möchte ich glauben, daß eine allzu große Trockenheit — woher diese rührt, soll später erwähnt werden — manchen Schaden veranlaßt habe. Gesprungene Holz- und Leinwandgemälde, starke Abblätterungen in der Farbe, ohne daß die Leinwand des Grundes zerstört wäre, sowie Risse und Unebenheiten in dem Parketfußboden sind gewiß eher Folgen von Vertrocknung des Materials, als von einer nachtheiligen Feuchtigkeit. Man kann daher in eben dieser Lage der Galerie, die noch überdieß den Vortheil hat, auch nach der Seite der Stadt größten Theils an einem weiten Freiplatze hinzulaufen, eine Veranlassung finden, warum die erwähnten schädlichen Dünste nicht so stark auf die Gemälde wirken, als wenn die Lage weniger frei und luftig wäre. Dieß war auch die Meinung der Vorsteher der Sammlung, die mir versicherten, an die Möglichkeit einer nachtheiligen Einwirkung des nahen Stromes auf die Gemälde habe man noch niemals denken können, weil es allzu bekannt sei, daß eben durch dessen Nähe alle Wohnungen an den Quais der gesundesten und reinsten Luft genössen. Was noch übrig ist, über den Zustand dieser Sammlung zu melden, gehört zu sehr dem dritten Haupttheile meines Berichtes an, als daß ich es hier schon erwähnen möchte. Andere Galerien, wie die im Palais Luxembourg, im Palais

Royal und das historische Museum in Versailles sind theils an sich selbst zu neu und enthalten zum größeren Theil zu viel neuere Werke, als daß daran für diese allgemeinen Bemerkungen viel Beobachtungen hätten gemacht werden können. Dasselbe ist mit der Galerie Aquado der Fall und ich habe daher in ihnen nur solche Notizen sammeln können, die bei der specielleren Beantwortung der Fragen, um die es sich handelt, zu melden sein werden.

Von

Belgien

darf ich nicht unternehmen, einen gleich detaillirten Bericht zu geben. Erstens ist die Natur des Landes und der Zustand der dortigen Gemälde weit genauer bekannt, als bei vielen anderen Ländern. Dann war ich bei meinem ohnedieß kurzen Aufenthalte von der übelsten Jahreszeit und dem, bald durch Sturm und Regen, bald durch bittere Kälte im höchsten Grade lästigem Wetter so sehr behindert, daß ich bei den obengedachten Excursionen nicht so viel Notizen sammeln konnte, als ich gewünscht hätte. Dazu kommt ferner, daß hier ein großer Theil der vorzüglichsten Gemälde sich noch an ihren ursprünglichen Bestimmungsorten in Kirchen und Capellen befinden, wo sie dann allerdings in Bezug auf Pflege, Haltung und Dauer in einer ganz anderen Kategorie stehen, als wenn sie in Sammlungen bewahrt werden.

Soviel konnte ich indessen bemerken, daß — wie dieß sehr natürlich ist — der Steinkohlendampf hier wieder weit wirksamer und häufiger sich zeigt, als in Frankreich. Namentlich sind die alten öffentlichen Gebäude und Kirchen mit ihren verschwärzten Außenseiten sprechende Zeugen für die Wirksamkeit derartiger Unreinigkeiten. Aber auch in Belgien habe ich an der Mehrzahl der Gemälde die Zerstörungen nicht bemerken können, die man nach der Masse des Steinkohlenrußes um so mehr erwarten sollte, als hier die allgemeinen Vorsichtsmaßregeln, die in England angewendet werden, nicht im Gebrauch sind. Man muß meines Erachtens auch hier wieder nach der Individualität der Malerei einen wesentlichen Unterschied machen. Von wunderbarer Erhaltung sind bekanntlich die Werke der ältesten niederländischen Schule, wie die des Johann und Hubert van Eyck und ihrer besten Schüler. Man erstaunt, wie mit Ausnahme des Schadens, den französische Restauratoren unnöthiger Weise daran gethan haben, die Tafeln von der Anbetung des Lammes, die sich noch in Gent befinden, mit den frischesten Farben glänzen und in kleinen, zierlich ausgeführten Details so rein und unverletzt sind, daß sie eben erst aus der Hand des Malers gekommen zu sein scheinen. Eben so überraschend und erfreulich ist der Anblick der unschätzbaren Werke des Hans Hemlingk, die sich zu Brügge in dem Hospital des heiligen Johannes befinden, und welche darin noch einen Vorzug genießen, daß sie zur Zeit der französischen Invasion verborgen gehalten und dadurch vor der Deportation nach Paris bewahrt wurden. Mehre Monumente aus derselben Zeit, die man in den Akademien zu Brüssel, Antwerpen, Brügge rc. bewundert, gewähren, wenigstens in der Mehrzahl, hinsichtlich ihrer Frische und Erhaltung dieselbe Befriedigung. Selbst bis auf die Werke des Quintin Matsys und seiner Schüler erstreckt sich dieser

Vorzug der Dauer und Erhaltung, wogegen bei Gemälden aus späteren Zeiten sich weit mehr Beschädigungen und Zerstörungen zeigen. Mir scheint es, daß man den Abfall fast Schritt vor Schritt verfolgen könnte, da z. B. die Werke des Otto Venius und des Franz Floris, wiewohl sie die nächsten Vorgänger des Rubens und seiner Schule waren, meistentheils ein frischeres und besser erhaltenes Aussehen haben, als alles Spätere. In den Gemälden des Rubens zeigt sich, meines Erachtens der Uebergang am Deutlichsten. Von denen, die er selbst und mit der größten Sorgfalt vollendete, werden die Meisten heute noch frisch und gut erhalten sein. Dahin gehört namentlich die überaus schöne Abnahme vom Kreuz im Dom zu Antwerpen, die nur wenig oder gar nicht gelitten zu haben scheint, und nur hier und da durch einen stumpf gewordenen Firniß verdunkelt wird. Auch die Himmelfahrt der Madonna in derselben Kirche, der heilige Levinus in der Akademie zu Brüssel, eine Kreuzigung in der Akademie zu Antwerpen sind im Ganzen gut, wiewohl schon etwas weniger erhalten, als jenes berühmteste Werk. Der heilige Bavo in der Cathedrale zu Gent, die Verlobung der heiligen Catharina in der Augustinerkirche, die Auferstehung über dem Grabe seines Freundes Moretus in der Cathedrale und der heilige Georg über seinem eigenen Grabe in der Jakobskirche zu Antwerpen, sowie mehre andere Gemälde in den gedachten Akademieen sind dagegen weit mehr verdorben, ohne daß man ganz bestimmt unterscheiden kann, wie viel von dem Schaden der Zeit allein und wieviel den späteren Herstellungen zur Last falle. Soviel geht wenigstens hieraus sowohl, als aus dem gleichen Zustande der späteren Gemälde hervor, daß die Verderbniß in der ursprünglichen Individualität der Gemälde eben so sehr, als in den atmosphärischen Bedingungen ihren Grund haben müsse. Die Erklärung findet sich auch in der That ohne Schwierigkeit, wenn man bemerkt, wie die Farben, deren sich die ältesten Maler bedienten, so rein als möglich gehalten wurden, ein Umstand, der bei den Uebergangstönen ihnen nicht selten große Schwierigkeiten in den Weg legte, und für den Beschauer dazu beitragen kann, namentlich in den Fleischtheilen, Mangel an künstlerischer Ausbildung oder Kälte und Härte bemerken zu wollen, wo doch nur jenes Bestreben nach größter Reinheit und Klarheit vorherrschte, wogegen bei der weiteren Ausbildung der Malerei mit dem Wunsche nach einer feiner abgestuften Lichtgebung und Schattirung hier und da eine gesuchtere aber auch unvorsichtigere Mischung von Farben aufkam. Die glatte Oberfläche der Gemälde, die bei den dünnen Farbenauftrag der frühesten Niederländer möglich war, wurde durch den volleren und oft bis zum Relief übertriebenen Pinselstrich der späteren Schulen als unnöthig und selbst unerquicklich verworfen. So fanden denn die Unreinigkeiten, mit denen die Luft geschwängert war, auf den unebeneren Flächen mehr Anhaltepunkte, und rascher Wechsel in der Temparatur, oder eine mit mephitischen Unreinigkeiten gemischte Feuchtigkeit konnten in den Unebenheiten mehr wirken, beschädigen und zerstören. Denn daß auch das letzte Element, gleichwie es keiner Luft fehlen kann und darf, in Belgien nicht absolut mangelt, liegt auf der Hand, wiewohl das Clima dieses Landes gewiß für trockener zu halten ist, als das des benachbarten Holland. Bei dem Betrachten solcher Schäden und ihrer Veranlassungen habe ich mir

wieder von Neuem sagen müssen, wie die Wirkungen, die gemeinhin der Feuchtigkeit zugeschrieben werden, nur Beziehungsweise und allemal in genauester Verbindung mit denjenigen atmosphärischen Zuständen beobachtet und beurtheilt werden dürfen, welche mit jener zugleich auf die Gemälde wirken. So können sich in Holland bei unläugbarer Feuchtigkeit viele Gemälde gut erhalten, so lange die Luft von anderen Unreinigkeiten frei ist, so leiden sie in Frankfurt und Paris bei einem weit trockeneren Himmel, weil die momentane Feuchtigkeit die schädlicheren Dünste erzeugt, so wirkt ferner das englische Clima wieder auf andere Weise als beide, und so bemerkt man endlich in Belgien Schäden, die man auf den ersten Anblick eher in dem feuchteren Holland suchen sollte, häufiger als dort, weil Staub, Ruß und anderweit verdorbene Luft sich mit der geringeren Feuchtigkeit zu den Wirkungen verbindet, die nach der Individualität des Gemäldes möglich sind.

III. Von den Vorkehrungen und Anstalten gegen nachtheilige atmosphärische Einwirkungen und den Mitteln, um den schon geschehenen Schaden wieder herzustellen.

Nach der ausführlichen Darstellung der Uebelstände und nachtheiligen Einflüsse, die von den verschiedenen Himmelsstrichen und durch eigenthümliche Umstände und Verhältnisse auf die Gemälde ausgeübt werden, liegt es mir ob, von den Vorkehrungen und Anstalten zu reden, deren man sich zu deren Abwehrung bedient, und die Mittel anzuzeigen, die zur Wiederherstellung geschehener Schäden gebraucht zu werden pflegen. Im Allgemeinen muß ich hierbei vorausschicken, daß spezifische Mittel, durch welche die Einwirkung einer absolut schädlichen Atmosphäre, sei deren Verderblichkeit nun durch Ruß, Staub, vorherrschende Wärme, Feuchtigkeit oder mephitische Dünste begründet, gehemmt oder völlig abgeschnitten werden könnte, nirgends bekannt sind, ja auch schon deshalb kaum gedacht werden können, weil die Vermeidung des Einen den andern Uebelstand leicht hervorrufen könnte und müßte. Man dürfte noch hinzusetzen, daß, wenn im glücklichsten Falle jedes augenfällig verderbliche Element aus der die Gemälde umgebenden Luft verbannt oder eine Erfindung gemacht würde, durch welche jede äußere Einwirkung auf die Gemälde abzuhalten wäre, die zerstörende Kraft der Zeit und die in der Endlichkeit des Materials begründete Verderbniß immer noch fortdauern müßte. Es kann daher nur von solchen Mitteln die Rede sein, welche die schädlichen und zerstörenden Einwirkungen einer jeden Atmosphäre möglichst mindern und den Termin des Untergangs,

der für ein jedes Kunstwerk früher oder später eintreten muß, möglichst weit hinausschieben. Aber auch diese Mittel und Vorkehrungen sind nach klimatischen und örtlichen Vorbedingungen und Individualitäten zu bemessen. Soviel ich auf meiner letzten Reise habe abnehmen können, sind die Mittel der Bewahrung und Erhaltung einer Sammlung unter folgende Titel zu bringen:

A. Möglichst freie Lage des Gebäudes in der sie aufgestellt ist,

B. Angemessene bauliche Einrichtung desselben,

C. Erhaltung einer möglichst gleichmäßigen Temperatur in den Räumen der Sammlung,

D. Unablässige zugleich und umsichtige Aufmerksamkeit auf die Gemälde sowohl, als auch auf das Gebäude.

---

ad A.

Freie Lage des Gebäudes.

Die allgemeinen Gründe, die — abgesehen von dem Vortheil, daß ein freistehendes Gebäude einer weit geringeren Feuersgefahr ausgesetzt ist — für dieses Erforderniß sprechen, sind so oft abgehandelt worden, daß ihre wiederholte Auseinandersetzung hier fast unschicklich erscheinen würde. Ich erlaube mir daher nur daran zu erinnern, was ich im zweiten Theile meines Berichtes von den englischen Gewohnheiten gemeldet habe. Der große Werth, den man dort auf die freie Lage eines jeden Gebäudes legt, ist für unseren Zweck von wesentlicher Bedeutung. Namentlich ist er ein lebendiger Beweisgrund gegen die Argumentation derjenigen, die früher oft anschaulich machen wollten, wie selbst die freie Lage eines neu zu errichteten Galerie-Gebäudes, insofern dasselbe noch immer innerhalb der Begränzungen der Stadt bliebe, von so geringem Werthe für Abwehrung des Steinkohlenrußes sei, daß man lieber den alten Platz behaupten und sich mit einigen baulichen Vorkehrungen in dem bisherigen Gebäude begnügen möchte. Dem Bewohner von England wird die von selbst sich aufdringende Erfahrung, daß mit jeder, auch nur geringen oder nur einseitigen Entfernung von anderen Gebäuden, die lästige Fühlbarkeit des Steinkohlenstaubes und Rußes abnimmt, so sehr zur Gewißheit, daß daraus jene Gewohnheiten entstehen, von denen ich oben gesprochen habe, und gegen seine Ueberzeugung eine Argumentation, wie ich sie eben anführte, durchaus nicht aufkommen könnte. Es stehen ihm aber in dieser Beziehung auch die schlagendesten Beispiele als Belege zur Seite, von denen selbst dem Fremden und dem nur kurze Zeit in London Verweilenden der allgemeine Unterschied der rußigen und verschwärzten City von dem helleren und freundlicheren Westende schnell in die Augen fällt. Für meinen Zweck war mir in dieser Beziehung besonders lehrreich die Vergleichung des britischen Museum mit der National-Galerie. Das Erste, in den großen und neuerdings noch erweiterten Räumen des ehemaligen Pa-

lastes des Herzogs von Montague aufgestellt, liegt an Russel-Street in der Umgebung vieler Häuser, in denen bei einer starken Bevölkerung noch überdieß allerhand Gewerbe betrieben werden. Die National-Galerie dagegen ist mit der Akademie in einem Gebäude vereinigt, welches an dem weiten Trafalgar-Square gelegen, die belebtesten zwar, aber auch die breitesten Straßen, wie Strand und Whitehall, die in der Nähe der Themse hinlaufen, St. Martins Lane und Pall-Mall in seiner Nachbarschaft hat. Wiewohl die Räume beider Sammlungen mit Oberlicht versehen sind, dem man nach allen mechanischen Gründen eine größere Fähigkeit, den Staub und Rauch abzuhalten, zuschreiben darf, ist doch das britische Museum von diesem Uebelstande in einem unvergleichlich höherem Grade belästigt, als die im Ganzen für ihre Lage in der Mitte von London sehr reinliche und gesunde National-Galerie. Wie auch die Bedenklichkeiten der Feuchtigkeit durch eine freie und luftige Lage, selbst bei ungünstigen Vorbedingungen in dieser Hinsicht gehoben werden, beweißt der Zustand der Gemälde im Museum zu Haag und im Haus im Busch, welche letztere ganz besonders in dem Zustande, in dem ich sie gesehen habe, nicht sein könnten, wenn der Palast nicht eine so freie und luftige Lage hätte.

Von mephitischen Dünsten.

Nächst diesem tritt aber noch ein Grund hinzu, der von weit größerer Bedeutung ist. Von allen atmosphärischen Einflüssen auf die Gemälde muß ich nach den auf meiner Reise wiederholt gemachten Wahrnehmungen den von fauligen, mephitischen Dünsten für den nachtheiligsten nicht allein, sondern für den unter jeder Bedingung zerstörendesten halten. Als Beleg und Beispiel dient mir das, was ich in Frankfurt sowohl, als in Amsterdam erfahren und zum Theil selbst beobachten konnte. Ich habe im Verlaufe meines Berichtes mehre Male Gelegenheit gehabt, daran zu erinnern, wie in dieser Beziehung die Luft in Dresden schon im Allgemeinen von der bedenklichsten Natur ist. Als unbezweifelte Thatsache kann Jeder beobachten, wie zu der Zeit, wo die Gruben und Latrinen der einzelnen Häuser geräumt werden, alle Gegenstände von glänzender Oberfläche mit einem Dunste überzogen werden, der, wenn er nicht entfernt wird, jedes Material — mit alleiniger Ausnahme des Goldes und Platina — angreift und allmählig zerstört. Wollte man seine Einwirkung nur dann gelten lassen, wenn das Vorhandensein von derartigen unreinen Dünsten sich dem Geruch vernehmlich macht, so müßte man sich erinnern, wie häufig die schlecht verwahrten Latrinen bei raschem Wechsel in der Temparatur, anhaltender Nässe und feuchter Wärme in Häusern und Straßen einen starken und übeln Geruch verbreiten. Ich glaube dagegen behaupten zu dürfen, daß jener Einfluß, den wir nur bei nachweislichen Veranlassungen auf so pregnante Weise hervortreten sehen, wenn auch in geringem Grade, immer fortbesteht, wie denn namentlich metallne Gegenstände, ohne ununterbrochene Pflege, in der Dresdner Atmosphäre einer sichtlichen Verderbniß unterworfen sind. Wiewohl nun das jetzige Galerie-Gebäude mit seiner vorderen Seite an einem großen Freiplatze liegt, halte ich diesen Umstand dennoch nicht für eine hinreichende Sicherheit gegen den Einfluß derartiger Unreinigkeiten. Daß er für Abhaltung des Steinkohlenrußes und des Staubes völlig ungenügend ist, beweist der Zustand aller Gegenstände in der Galerie und ist in den unmaßgeblichen Vorschlägen zu Verwendung

der von den Ständen für dieselbe bewilligten 10,000 Thlr. genauer dargelegt worden.) Jener Umstand ist um so weniger hinreichend, als andere bedeutend ungünstigere ihn weit überwiegen. Die Nähe der hohen und stark bewohnten Häuser in der Augustusstraße, die Nachbarschaft des politechnischen Institutes und der Pferdeställe im Galeriehofe hebt den Vortheil der freien Lage von einer Seite schon völlig auf; das Uebel wird aber dadurch noch vermehrt, daß in dem kaum 25 Fuß breiten Raume, der das politechnische Institut von dem Galerie-Gebäude trennt, und in dem wegen der eingeschlossenen Luft ohnedieß bedenklichen Hofe des Gebäudes selbst die unreinlichsten Bedürfnisse befriedigt werden dürfen. Bei so bewandten Umständen kann man nicht sagen, daß der wesentlichste Grund, der unsere Gemälde einem gewissen Untergange immer schneller entgegenführt, in Staub, Ruß, Wärme, Feuchtigkeit und dergleichen mehr zu suchen sei; vielmehr glaube ich, daß alle diese Einwirkungen, so nachtheilig sie auch schon an sich selbst sein mögen, durch diesen letzten erst den hohen Grad von verderblicher Kraft bekommen, der sich an den Gemälden augenfällig äußert. Um dem Vorwurf zu entgehen, als solle mit diesen Bemerkungen etwas Neues gesagt werden, muß ich daran erinnern, wie oft desselben Uebels in den Berichten des Comité's gedacht worden. Man hat es sogar schon vor mehr als 50 Jahren gefühlt, als die königlichen Marställe, die sich früher in dem Lokal der Wagenschuppen und des Mengsischen Museums befanden, deshalb verlegt wurden, weil man mit Recht befürchtete, daß die Ausdünstung derselben den Gemälden nachtheilig werden müsse. Seiner Wirkung schreibe ich — mit nur geringer Beschränkung, deren weiter unten gedacht werden soll — den bläulich-schillernden Nebel zu, mit dem die Gemälde häufig und wiederholt bedeckt werden, und welcher durch den Steinkohlendampf allein um so weniger zu erklären ist, als er — wie ich dieß nach gewissenhafter Beobachtung berichtet habe — da wo dieser ohne jene mephitischen Dünste existirt, nicht vorkommt, wohl aber in Städten, wie in Amsterdam, Frankfurt und Paris, wo die Steinkohlenfeuerung so nicht überwiegend ist, als in Dresden, zu finden ist. Daß nicht alle Gemälde zu den entscheidenden Zeiten damit befallen werden, liegt in der größeren und geringeren Empfindlichkeit des Einen und des Andern, die von mannichfaltigen Ursachen, namentlich von neuem Firniß, neuer Leinwand, von Uebermalungen und dergleichen mehr abhängig sind. Aber auch der Platz, den das eine oder andere Gemälde einnimmt, ist dabei entscheidend. So wird ein Bild, das an den Hauptscheidewänden hängt, welche die innere von der äußeren Galerie abschneiden, und daher zwischen den beiderseitigen Fenstern hinlaufen, schneller und nachdrücklicher angegriffen sein, als ein anderes, weil der Zug, der von beiden Seiten durch diese hohlen, und nur aus rohen Bretern zusammengeschlagenen Scheidewänden durchstreichen muß, die Theile, mit welchen die Atmosphäre geschwängert ist, mit sich führt, und da absetzt, wo er nur momentan gehemmt wird, wogegen er mehre neuerdings gezogene Querwände weniger und zum Theil gar nicht berührt. Hieraus erklärt sich zugleich, wenn auch nur theilweise, die Erscheinung, daß zuweilen ein und dasselbe Bild in auffallend ungleicher Weise mit diesem Dunste belegt wird. Je nachdem ein Riegel am Blintrahmen eines Leinwandgemäldes, oder ein soliderer Theil an der dünnen Wand den Zug auf der einen

Stelle völlig hemmt und dafür auf der anderen um so mehr comentrirt, wird jener geschütztere Theil wenig oder gar nicht und das Uebrige um so mehr angegriffen. Andere Formen und Abweichungen in diesem Dunste werden von dem Auftrag des Firnisses, wonicht den ursprünglichen Farben bedingt, wovon unter D. gehandelt werden wird. Was auch im Verlauf dieses Berichtes für Mittel angegeben werden, wodurch diese Erscheinung einiger Maaßen gemildert werden könnte, so ist doch keins aufzufinden, das in einer auf so bedeutende Weise verunreinigten Luft ihre Wirkung auf die Gemälde völlig aufheben könnte. Wollte man auch das politechnische Institut und die unmittelbar anstoßenden Pferdeställe aus der Nähe des Gebäudes entfernen, hiernächst die unreinen Winkel und dergleichen von dem Gebäude verbannen, oder selbst nach der Seite des ehemaligen Rüstkammergebäudes zu durch Niederreißung eines Hauses einen kleinen Raum noch gewinnen, so würde immer das Hauptübel nicht gehoben werden. Wir dürfen uns auch darüber nicht täuschen, daß selbst wesentliche Veränderungen in der Construction des jetzigen Hauses, wie z. B. Zumauern der Fenster und Anlegung von Oberlicht nur von sehr geringem Erfolg sein könnte. Denn sollte auch im glücklichsten Falle, — was noch einer ferneren Untersuchung bedürfen wird — etwas an Staub und Rauch durch gut eingerichtetes Oberlicht abgehalten werden, so kann dasselbe doch diejenige umgebende Luft, die nicht durch eine blos materielle Beimischung belastet, sondern in ihren wesentlichen Bestandtheilen gänzlich verändert und verdorben ist, nicht ausschließen, wie es sich denn durch das von Frankfurt am Main angeführte Beispiel beweist. Das Resultat dieser Betrachtungen ist demnach, daß ohne eine wesentliche Veränderung des Platzes für das Gebäude selbst an keine Abstellung dieses, meines Erachtens, gefährlichsten Uebelstandes gedacht werden kann.

---

ad B.

Bauliche Einrichtungen.

Hinsichtlich derjenigen baulichen Einrichtungen eines neuen Galerie-Gebäudes, welche die Erhaltung der Gemälde als wesentlichen Zweck im Auge haben sollen, können meine Bemerkungen nur sehr lückenhaft sein, da die Erörterung derselben mehr die Sache des Architekten sein würde. Indessen scheue ich mich nicht, diejenigen Betrachtungen mitzutheilen, die ich auch in dieser Beziehung angestellt habe. Für die gesunde und trockene Atmosphäre eines Gebäudes ist allemal das Material von der ersten, wesentlichsten Bedeutung. Wir haben in Dresden eine besondere Verpflichtung, darauf zu achten. Der zu feiner und selbst künstlerischer Bearbeitung so sehr geeignete pirnaische Sandstein ist uns so nahe, kann mit wenigen Kosten in großen Massen so leicht erlangt werden, daß, besonders bei größeren Gebäuden, seine ausschließliche Verwendung sehr verführerisch scheint. Dagegen ist er von so poröser Natur, daß jede Veränderung der Temperatur und namentlich die Feuchtigkeit einen wesentlichen Einfluß auf ihn ausübt. Wir können

uns an den unteren Räumen des Galerie-Gebäudes in der Nähe einiger daselbst aufgestellten Röhrtröge selbst davon überzeugen. Noch augenfälliger wird seine Bedenklichkeit für die Heilsamkeit der Luft in dem betreffenden Gebäude, wenn die Atmosphäre von strenger Kälte zu einer milderen Temperatur übergeht. Wir sehen dann alle Gebäude, die aus diesem Material aufgeführt sind, mit einem reifartigen Ueberzuge bedeckt, der, da er nur aus den Steinen heraustritt, die Linien der Kalkverbindung in den Umfassungsmauern des Galerie-Gebäudes genau unterscheiden läßt. Wahr mag es sein, daß die Lage der Brüche, aus denen solche Steine entnommen sind, von einigem Einfluß auf die Vermehrung oder Verminderung dieser Erscheinung ist. Auch ist die jetzige Gewohnheit, einen großen Theil der Sandsteine, die zu Bauen verwendet werden sollen, auf einem Orte zu lagern, wo sie alljährlich mehre Male überschwemmt werden, ein Umstand, der das Uebel gewiß vermehrt, und schon in polizeilicher Hinsicht nicht gestattet oder begünstigt werden sollte. Bei derartig zunehmenden Rücksichten bleibt aber meines Erachtens die Verwendung eines Materials, das unter allen Umständen seine Oberfläche alljährlich mehre Male verändert, für alle Gebäude, in denen eine gesunde Atmosphäre zu den wesentlichen Erfordernissen gehört, im höchsten Grade bedenklich und unrathsam. Die Holländer scheuen deshalb auch da, wo sie Luxus und Pracht zeigen wollen, so sehr als thunlich die gebrochenen Steine, und ich kann, wie ich dieß an seinem Orte schon erwähnte, das Absein von Symptomen der Feuchtigkeit in holländischen Gebäuden nur dem Umstande zuschreiben, daß alle, zum Bewohnen bestimmte Räumlichkeiten aus vorzüglich guten Ziegeln erbaut sind. Auch in England giebt man den Backsteinen den Vorzug, wiewohl das Material, aus denen die National-Galerie, Sommersethouse, Buckingham-Palast und andere große öffentliche sowohl, als Privatbaue aufgeführt sind, eine Art von Kalkstein, an sich selbst jenen Einflüssen weniger unterworfen zu sein scheint, als unser Sandstein, und überdieß die Temperatur der Atmosphäre nicht so große Absprünge macht, als bei uns. Ich würde hiernach der unmaaßgeblichen Ansicht sein, daß, wo auch das neue Museum seinen Platz finden soll, die inneren Wände, die zur Aufnahme der Gemälde bestimmt sind, aus gebrannten Steinen aufgemauert würden. Dadurch bliebe die Aufführung der Umfassungsmauern aus Sandstein, die Verwendung desselben zu Belegung der Fußböden in den Vorhäusern und etwa in den Gipssälen, und zu den Treppen unbehindert. Es würde nach meiner Ansicht nur erforderlich sein, daß neben oder hinter den Umfassungsmauern und in geringem Abstande von denselben eine zweite Wand aus Backsteinen aufgemauert würde. Diese Einrichtung könnte zugleich die Anlegung von Luftzügen erleichtern, die auch bei der reinsten Luft in der Umgebung des Gebäudes nothwendig und unentbehrlich sind, weil diese bei starkem Besuch der Sammlung durch die Ausdünstung des Publikums und die häufigere Aus- und Einathmung immer wieder, wenn auch in geringerem Grade, als durch die Nähe von Cloaken und Latrinen verdorben wird.

Ein zweiter Gegenstand der Aufmerksamkeit hinsichtlich der baulichen Einrichtungen eines neuen Galerie-Gebäudes ist die Vermeidung desjenigen Luftzuges, der die äußere Atmosphäre unmittelbar in dasselbe hineinzieht. Auch in dieser Beziehung

ist meines Erachtens das, was ich von England berichtet habe, von einiger Bedeutung. Nur kann ich gerade in dieser Hinsicht weniger Details anführen, und muß mich begnügen, mit diesen wenigen Worten hieran, als wie an einen Gegenstand, der bei der Ausführung des Gebäudes nicht außer Acht gelassen werden dürfte, erinnert zu haben.

Vom Oberlicht.

Unter diese Kategorie gehört, was ich von dem Oberlicht nach den darüber angestellten Beobachtungen zu berichten habe. Die Bemerkung, daß diejenigen Unreinigkeiten, die in der Luft schwimmen, sein sie nun durch Steinkohlenruß, oder auf eine andere Weise entstanden, durch jede, auch die feinste horizontale Fuge eindringen, ist so oft wiederholt worden und kann von jedem Unbefangenen in jedem Augenblicke so erschöpfend immer wieder gemacht werden, daß ich ihrer weiteren Ausführung überhoben zu sein glaube. Es versteht sich, daß bei bewegter Luft der Andrang solcher Unreinigkeiten noch vernehmlicher werden muß, eine Erfahrung, die man nach stürmischen Tagen nicht nur in den Räumen der Gemälde-Galerie, sondern in jedem Hause von Neuem machen kann, dessen Fenster der Strömung der Luft entgegengestanden haben. Hieraus folgt, daß schon für das Prinzip der Reinlichkeit in den Räumen der Sammlung die Oberbeleuchtung von wesentlichen Belang sein muß. Sie wird um so mehr für Abhaltung des Staubes und Rußes wirken, je mehr die Fenster mit der vorherrschenden Strömung der Luft parallel laufen oder horizontal liegen, wodurch die unvermeidlichen Fugen derselben in vertikale, also in eine andere Richtung kommen, als die Bewegung der Luft in der Regel zu haben pflegt. Auch in England will man diese Bemerkung gemacht haben, daher, wenigstens zum Theil, die ausgesprochene Vorliebe für oberhalb angebrachte Fenster nicht nur in Räumen von öffentlichen Sammlungen, sondern auch in anderen Sälen, Hallen und Versammlungsorten, auf deren Reinhaltung ein besonderer Werth gelegt wird. Es darf aber hierbei nicht außer Acht gelassen werden, daß eine gut eingerichtete Oberbeleuchtung, weit entfernt alle atmosphärischen Einflüsse abzuschneiden, selbst den Ruß und Staub nicht ganz absperren kann. Belege dafür habe ich in dem bisher von dem britischen Museum und der National-Galerie, sowie von der englischen Bauweise im Allgemeinen Berichteten niedergelegt. Die Erklärung davon findet sich erstens darin, daß auch bei oberhalb angebrachten Fenstern alle mehr oder weniger horizontalen Fugen nicht ganz zu beseitigen sind, zweitens in dem Umstande, daß besonders bei Stürmen die Strömung der Luft von der horizontalen Linie oft abweicht, und drittens in der Unmöglichkeit, den Staub und Ruß, der durch die Vermittelung der Besuchenden immer noch in die Räume kommen wird, abzuschneiden. Der zweite Vortheil, den man durch das Oberlicht gewinnt, ist der des Raumes, woraus wieder ein finanzieller Gewinn entsteht, den man, unter Berücksichtigung des für eine gegebene Anzahl von Gemälden erforderlichen Raumes die eine Einrichtung gegen die andere gehalten, fast zu einem Viertheil der Summe anschlagen könnte, die ein mit Seitenlicht eingerichtetes Gebäude nöthig machen würde. Der dritte Vorzug endlich ist der, daß durch eine gute Oberbeleuchtung ein besseres, ruhigeres und gleichmäßigeres Licht für die Gemälde im Allgemeinen und demnächst eine zweckmäßigere Lichtgebung für viele Bilder auf einmal ermöglicht werden könne, als durch

Seitenlicht. Dieß ist der Grund, der für ausschließliche Anwendung dieses Systems am häufigsten angeführt wird, und, wenn ich nicht irre, den ersten Anlaß dazu gegeben hat, dasselbe zu der allgemein herrschenden Mode zu machen. Wiewohl die Erörterung dieses Satzes nicht unmittelbar in der Frage liegt, deren Beantwortung mir der allerhöchste Auftrag zur Pflicht machte, glaube ich sie doch nicht bei Seite schieben zu dürfen, weil sie in der That bei Einrichtung eines neuen Lokals für die Gemälde-Sammlung von ganz besonderer Wichtigkeit ist. Dazu kommt, daß vielleicht kein Ort so viel Gelegenheit zu Beobachtung der Wirkungen des Oberlichtes geben kann, als London und andere große Städte in England. Die überaus große Theuerung des Grund und Bodens und die sehr drückende Fenstertaxe sind dringende Veranlassungen, um die gegebenen Bedürfnisse an Räumlichkeit für Wohnung, Gewerbe, Handel u. s. w. in einem möglichst kleinen Raume zu befriedigen. Daraus folgt, daß unter den vielen kleinen Privathäusern vielleicht nicht ein einziges zu finden ist, das nicht wenigstens einen mit Oberlicht versehenen Raum hätte. Ebenso, — wenngleich zuweilen aus anderen Gründen — sind die Hörsäle in verschiedenen Akademien, die Sitzungs- und Versammlungssäle der Justizbehörden in Westminsterhall, in Guildhall, in den verschiedenen Polizeibüreaus, in der Nationalbank, im Postoffice und andere mehr durch die Bank mit Oberlicht versehen. Unerläßlich scheint aber dem Engländer dieses System in allen Räumen, wo Gemälde zur Schau ausgestellt werden. Nur die in den bewohnten Räumen zu Windsor, die Galerie zu Hamptoncourt, und die genannten Bibliotheken zu Oxfort machen davon eine Ausnahme. Auch die meisten Maler halten bei ihren Arbeitszimmern obenangebrachte Fenster für ein unbedingtes Erforderniß. In der Oberbeleuchtung macht man einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Skylight und Lanternlight. Ersteres besteht, wie die Benennung angiebt, in solchen Fenstern, durch welche das von oben kommende Licht scheitelrecht einfallen kann, das andere in einem in Form einer Laterne construirten Glaskasten, durch dessen Seiten das Licht eindringt. Der zuerst genannten Einrichtung wird in Bezug auf ihre Wirkung zwar von der Mehrzahl der Vorzug gegeben. Doch wendet man sie deshalb nicht allgemein, ja sogar seltener an, als die zweite, weil man es für schwer hält, die Glasbedachung so dicht und dauerhaft in ihren Fugen zu machen, daß bei starken Regengüssen und stürmischen Unwettern die Nässe nicht durchdringen kann. Die Laternenbeleuchtung wird zuweilen mit dem Skylight dergestalt zusammen angewendet, daß der Kasten, der die Laterne bildet, ganz aus Glas besteht, wie dieß auch bei der Pinakothek in München der Fall ist. Am häufigsten aber ist sie so eingerichtet, daß das Dach des kleinen Ueberbaues aus Blech oder Zingg besteht und dann das Licht nur von seinen Seiten eindringen kann. Die sub No. I. anliegenden Zeichnungen habe ich an Ort und Stelle mit den Maßen abgenommen und füge sie nur als erläuterndes Beispiel bei, ohne über die Tauglichkeit oder Untauglichkeit ein Urtheil aussprechen zu können. Denn leider waren diese Lokale, in Folge der Jahreszeit, in der London von dem größerem Theile des reicheren und vornehmeren Publikums verlassen wird, unbenutzt, und ich konnte daher nur an den kahlen Wänden im Allgemeinen bemerken, daß das Licht in so

weit sich gleichmäßig verbreitete, als keine auffallenden Schatten entstanden. Ob aber glänzende Bilder in dieser Beleuchtung keinen Spiegelungen und störenden Reflexen ausgesetzt sind, liegt außer meiner Beurtheilung. Außer dieser allgemeinen und am Gewöhnlichsten vorkommenden Form ist mir von dem Architekten Donaldson nur eine einzige mitgetheilt worden, die man in einem zu vorübergehendem Gebrauche errichteten Ausstellungslokale neuerdings angewendet hatte, und welche von außerordentlich guter Wirkung gewesen sein soll. Leider konnte mir Herr Donaldson nur die sehr flüchtige Skizze, welche hier sub No. II. beiliegt, geben, und der alle Maaße zur Vergleichung der Verhältnisse fehlen. Noch mehr beklage ich, daß ich den Bau, der schon wieder eingerissen war, nicht selbst sehen konnte. Was ich in dieser Beziehung in Paris und den Niederlanden bemerkt habe, war nicht von neuer oder ungewöhnlicher Weise, und wird daher im Folgenden nur beiläufig erwähnt werden.

Um über die Zweckmäßigkeit der Oberbeleuchtung im Allgemeinen sowohl, als in Bezug auf die gegebenen Fälle ein unbefangenes Urtheil abzugeben, ist meines Erachtens eine ruhige Betrachtung dieses Prinzips und seiner Wirkungen um so nothwendiger, als dieses System gleich allem dem, wovon das Vorurtheil der Mode einmal Besitz ergriffen hat, im Ganzen mit zu weniger Kritik angewendet wird. Hieraus erkläre ich mir, daß ich unter den Lokalen, die ich nicht allein in England, sondern auch in Frankreich und Belgien, sowie früher in Italien und einigen deutschen Galerien, von oben beleuchtet gesehen und genau betrachtet, kaum ein einziges gefunden habe, das mir einen vollkommen befriedigenden Eindruck gemacht hätte. Soweit die unbewußten Wahrnehmungen und die daraus gleichsam instinktmäßig sich bildenden Gewohnheiten hierbei in Betracht zu ziehen sind, glaube ich auch an diese erinnern zu dürfen. Es bedarf in dieser Beziehung keiner scharfen Beobachtungsgabe, um zu bemerken, daß die allgemeine Gewohnheit bei absichtsloser und unbefangener Betrachtung diejenige Beleuchtung vorzieht, die mehr in der wagerechten, als in der senkrechten Linie auf den zufälligen Gegenstand der Aufmerksamkeit fällt. Selbst in der Natur werden wir mit größerem Wohlgefallen eine Gegend betrachten, die von den schräg einfallenden Strahlen der Abend- oder Morgensonne beleuchtet wird, als eine solche, auf die das mehr senkrechte Mittagslicht einfällt. Dem scheint entgegen zu stehen, was man bei dem Gebrauch von hoch angebrachten Studierlampen sowohl, als in den Werkstätten der Künstler bemerken kann, da in letzteren die völlig wagerechten Lichtstrahlen gern ausgeschlossen werden. Was das Erste anlangt, ließe sich wohl die Frage entgegen halten, ob eine so künstliche, oft stechende Beleuchtung, wenn sie gleich für den Moment einen stärkeren Effekt hervorbringt, im Allgemeinen zweckmäßiger und insonderheit für das Auge wohlthätiger sei, als eine mildere Seitenbeleuchtung. Die zweite Gewohnheit aber erkläre ich mir zuerst aus dem Bedürfniß, das Licht auf einem beschränkteren Raume mit größerer Bestimmtheit zu vereinigen, und zugleich vor den mannichfaltigen und unsicheren Veränderungen, denen es in einem größeren Raume der Einströmung ausgesetzt ist, zu bewahren. Hiernächst liegt ihr mit Recht das Bestreben zu Grunde, bei aufmerksamer und

angestrengter Betrachtung eines Gegenstandes allemal diejenige Stellung für den Gegenstand oder den Gesichtspunkt aufzusuchen, in der die Lichtstrahlen nicht das Auge unmittelbar berühren können, oder mindestens auf dieses in schwächerer Wirkung fallen, als auf das Ziel der Betrachtung und Anschauung. So sehen wir auch wohl, daß sich Einer bei dem Lesen von kleiner Schrift so wendet, daß er den Rücken gegen das Licht und diesem nur die Schrift zukehrt. Wenn daher gleich aus jener Beobachtung soviel hervorgeht, daß dem Künstler bei seinen Arbeiten die vollkommen wagerechten Lichtstrahlen weniger dienlich und unvortheilhafter scheinen, als die in einem Winkel auf den Gegenstand seiner Studien niedergehenden, so wird dadurch doch keineswegs einer Beleuchtung das Wort geredet, welche in einer so weit über dem Auge erhobenen Linie eindringt, daß dieses den Ort der Lichteinströmung nur mittelst einer bedeutenden Erhebung des Kopfes und daher auf bewußtlosem oder unwillkührlichem Wege niemals finden könnte. Wenn ich darin nicht irre, werden die Werkstätten und Arbeitszimmer der besten Künstler aus der Blüthezeit der Kunst nicht viel anders eingerichtet gewesen sein. Zwar muß ich es dahin gestellt sein lassen, ob Leonardo da Vinci, der für eine fast spitzfindige Gründlichkeit seiner unerschöpflichen Studien in jeder Beziehung der Kunst hier wohl zuerst genannt werden darf, nicht wenigstens vorübergehend sich der reinen Oberbeleuchtung bedient habe. Von Raphael dagegen, Michel Angelo, Tizian und anderen großen Meistern zweifelt wohl Niemand daran, daß sie regelmäßig bei einem freundlichen, schrägeinfallenden Tageslichte gemalt haben; auch von Rubens und seiner Schule ist mir nichts anderes bekannt. Wir dürfen unter diesen Umständen uns wohl sagen, daß, welche Bedingungen und Ansprüche auch die Anwendung des Oberlichtes unabweislich gebieten mögen, zwei wesentliche Vortheile, von denen der Eine in dem allgemeinen Bedürfniß des Auges, der andere in der Art und Weise, wie die meisten Kunstwerke gemalt, und also nach der Absicht ihrer Meister betrachtet werden sollen, ruht, dadurch aufgeopfert werden. Um sich von dem Verlust des ersten Rechenschaft zu geben, wäre es schon hinreichend, sich nur den Eindruck zu versinnlichen, den wir empfinden, wenn wir aus einem, nur von oben erleuchtetem, Zimmer in einen anderen Raum treten, in den durch Seitenfenster das Tageslicht frei einströmt. Wer durch Gewohnheit nicht aus dem Standpunkt der unbefangensten Beurtheilung gerückt ist, wird das Freie und Heitere des Seitenlichtes gegen das Eingeschlossene, Keller- und Gefängnißartige eines von oben beleuchteten Raumes nie gern vertauschen. Noch mehr aber tritt diese Empfindung hervor, wenn wir die Frage, in welchem von beiden Räumen wir uns eines freundlicheren und heitereren Genusses an Gemälden erfreuen, auf die unbefangenste Weise beantworten. So weit mein individuelles Gefühl hier entscheiden darf, kann ich wenigstens versichern, daß von der Seite des Gemüthes, das sich durch Convenienz und Mode nicht zwingen läßt, ich einen größeren Genuß an Gemälden in solchen Räumen gehabt habe, wo die Tageshelle durch freie Seitenfenster hereinleuchtet, als wo ich mich ringsum von Gemälden eingeschlossen und diese nur von einem über mir befindlichen Punkte beleuchtet sah, den mein Auge erst suchen mußte, wenn es von dem Ausgang des Lichtes Kenntniß nehmen wollte.

Diese Betrachtung stellte sich mir schon früher dar, als ich die Galerie des Belvedere zu Wien, die des Palastes Pitti und den größeren Theil der öffentlichen Galerie zu Florenz mit denen zu Bologna, Mailand, Venedig, Parma und anderen verglich. Aber auch auf dieser letzten Reise wurde ich zu ihr zurückgeführt, da ich in den Schlössern zu Windsor und Hamptoncourt deshalb gleichsam freier aufathmete, weil es mir nach wiederholtem Betrachten von Gemäldegalerien mit Oberlicht, wieder vergönnt war, mich an dem wärmeren Seitenlichte zu ergötzen. Ich glaube hierbei noch anführen zu dürfen, daß es wenigstens mir zur Ergötzung nicht allein, sondern selbst zur Erholung und Stärkung des Auges gereicht, von den mit Gemälden bedeckten Wänden, einen Blick in das Freie thun zu können. Wollen wir uns aber den zweiten Verlust, den wir durch die Oberbeleuchtung machen, versinnlichen — ich meine den Uebelstand, daß wir die Gemälde unter einem anderen Lichte sehen, als sie gemalt worden — so müssen wir uns erinnern, wie bei einer ruhigen, individuell gemüthlichen Anschauung eines einzelnen Gemäldes wir immer nur ein etwas schräg einfallendes, niemals aber reines Oberlicht suchen werden. Es kann hierbei nicht in Betracht kommen, daß einzelne Sammler, selbst bei einer kleineren Anzahl von Gemälden, ja sogar nur für Einzelne, mit Aufopferung manches anderen Vortheiles sich auf willkührliche Weise ein Oberlicht bereitet haben. Vielmehr müssen wir daran denken, daß die Lust, Gemälde zu sammeln, nicht immer auf wahrer Kennerschaft oder reiner Liebe für die Kunst beruht, und deshalb die Anstalten, die unter solchen Umständen für ihre Schaustellung gemacht werden, wenn sie gleich sich des Beifalls der großen Menge erfreuen, über die Kritik, dessen, der die Kunst um ihrer selbst willen liebt, nicht allerwege erhaben sein können. Besser werden wir uns über diese Frage Rechenschaft geben, wenn wir uns den wahren Kunstliebhaber, getrennt von den Ansprüchen der Welt und Eitelkeit, vor einem Gemälde, das seine ganze Seele in Anspruch nimmt, denken. Er wird, meines Erachtens, dasselbe immer, sei es in der freien Hand, oder auf einer Staffelei, in ein solches schrägeinfallendes Seitenlicht zu bringen suchen, das ihm, wie es sich denn nicht anders ausdrücken läßt, die Malerei in dem wärmsten Lichte zu sehen erlaubt. Hierbei muß ich vor allem anderen an die Mängel erinnern, an denen hinsichtlich der Färbung die englische Malerei zu leiden scheint. Die unbestimmten bald, und bald willkürlichen Farben, die oft launenhaft angebrachten Lichteffecte, die der englischen Historienmalerei sowohl, als der Landschaft oft ein unbestimmtes Wesen geben, das unter der Hand von Einigen sich bis zum Gespenstigen, sogar bis zum Unsinnigen steigert, fällt gewiß nur zum Theil den seltsamen und wunderlichen Veränderungen zur Last, denen die Atmosphäre der Insel in der Abwechselung von Nebel und glänzenden Streiflichtern unterworfen ist. Einen weit größeren Theil dieser Verirrung schreibe ich auf Rechnung der Gewohnheit fast aller Maler in England, sich ohne alle Ausnahme des Oberlichtes zu bedienen. Um diesen Gegenstand nicht noch weiter auszuspinnen, berufe ich mich hier auf das Zeugniß der Künstler in dem Comité. Wenn dieß aber, wie ich nach der unbefangensten Ueberzeugung vermuthe, dahin ausfällt, daß bei dem Malen selbst die ausschließliche Anwendung von Oberlicht nicht empfehlenswerth, sondern vielmehr, wegen

der Gefahr zu unnatürlicher und willkührlicher Farbengebung zu verleiten verwerflich sei, so ist damit auch zugegeben, daß dieses Licht für eine vollkommene Aufstellung von Gemälden aus demselben Grunde nicht unbedenklich sei.

An dieß Alles habe ich keineswegs deshalb erinnern wollen, um dadurch die Anwendung der Oberbeleuchtung für ein neu zu errichtendes Museum absolut zu widerrathen. Der Genuß, den ein Kunstwerk in der ganzen Ausdehnung seines Gehaltes und Werthes gewähren soll, ist meines Erachtens nur unter den örtlichen Bedingungen und Umgebungen denkbar, die demselben bei seiner Entstehung bestimmt und so gleichsam angeboren waren. Von diesem Gesichtspunkte aus kann ich mich nicht entbrechen, in jeder Sammlung, sobald sie als solche zur Schau ausgestellt ist, eine Verkürzung des Genusses zu sehen, den ich von der Kunst erwarte. Man würde daher meiner Ansicht nach sehr ungerecht sein, wollte man in Galerien und Sammlungen an die Anstalten, welche zur Veranschaulichung der Gemälde gemacht werden müssen, dieselben Ansprüche stellen, deren Befriedigung sich an dem ursprünglichen Bestimmungsort des einen oder des anderen gleichsam von selbst versteht. Der billige Beschauer muß vielmehr dem wissenschaftlich-historischen Studium, das von den Sammlungen und Galerien gegenüber von zerstreuten Kunstwerken erleichtert wird, den größeren Theil jener Ansprüche an begeisternder Erhebung und ungestörter Gemüthshingebung zum Opfer bringen und wird daher von diesem Standpunkte aus nicht verkennen, daß auch eine gute Oberbeleuchtung wegen der zuerst erwähnten und auf keinem anderen Wege zu erreichenden Vortheile unter gewissen Beschränkungen unentbehrlich ist. Wer aber dem gegenüber die Einrichtung einer Sammlung und namentlich einer solchen, wie die unsrige ist, zu besorgen hat, muß wieder — so scheint es mir wenigstens — jene Opfer, die nun einmal gebracht werden müssen, so sehr als möglich zu mildern suchen.*) Diese Grundsätze auf das Oberlicht angewendet, kann gewiß die Sorgfalt in Beobachtung der gegebenen Erfahrungen und die Vermeidung der Mängel, die hier und dort zu bemerken sind, nicht leicht zu weit getrieben werden. In dem, was ich in dieser Beziehung von meiner Reise zu berichten habe, muß ich sofort bei England beginnen, weil die Sammlungen, die ich in Holland gesehen habe, insgesamt mit Seitenlicht versehen waren.

Die National-Galerie ist mit dem sogenannten Laternenlicht versehen. Die Größe der Säle, sowie ihre Form erhellt aus dem sub No. III. beiliegenden Grundrisse, zu dem ich leider die Profile nicht mit erhalten konnte. Auf allen längeren Wänden ist das Licht mit wenigen Ausnahmen gut und ruhig, wiewohl auch an diesen hier und da Reflexe und Spiegelungen vorkommen. Die Bilder hingegen, welche auf den schmäleren Seiten und auf den Wänden der verbrochenen Ecken hingen, litten sehr bedeutend an Reflexen und Spiegelungen, die viele Theile derselben unsichtbar machten. Ganz beson-

*) Ich würde hier noch mancherlei Bemerkungen über die einer jeden Art von Gemälden zu gewährenden Umgebungen, und ferner darüber, wie auch in der Oberbeleuchtung die Gemälde nach ihrer Individualität verschieden zu behandeln sind, hinzufügen, wenn dadurch dieser Theil meines Berichtes, der ohnedieß unverhältnißmäßig ausgedehnt worden, nicht noch länger würde.

ders unterlag diesem Mangel die Auferweckung Lazari von Fra Sebastiano del Piombo, eins der größten, wenn nicht das größte Werk dieses Meisters, an dessen Composition und Entwerfung Michel Angelo unmittelbaren Theil genommen haben soll. — Man hatte dieses große Gemälde, im Gefühl des Unrechts, das ihm durch die mangelhafte Beleuchtung geschah, mit dem oberen Ende sehr bedeutend nach vorn geneigt, dem Uebelstande aber dadurch noch nicht ganz abhelfen können. Aehnlich der Beleuchtung in der National-Galerie ist die in der Sammlung des Mr. Hope und in Dulwich. In beiden aber zeigen sich dieselben Uebelstände, daß nämlich die an den schmalen Seiten und besonders in der Nähe der Winkel aufgehängten Gemälde weniger genießbar sind, als die an den langen Wänden placirten. Ueberdieß kann bei der Hope'schen Galerie — die nur einstweilen und daher keineswegs in möglichster Vollkommenheit eingerichtet ist — noch hinzugefügt werden, daß die gegen die Länge des Galerieraumes allzusehr zurückgesetzte Breite desselben in doppelter Hinsicht nachtheilig wirkt, weil erstens die zu oberst placirten Gemälde nur mit mühsamer Erhebung des Kopfes betrachtet werden können, und zweitens das Licht in einem zu steilen Winkel auf die Wände fallend, ihnen keine ruhige Beleuchtung gewährt. Wenn ich versuchte, mir über den Grund derartiger Mängel Rechenschaft zu geben, so schien es mir, als sei auf die Art, wie sich die Lichtstrahlen brechen müssen, eine besondere Aufmerksamkeit zu verwenden, vor allem anderen aber das Kreuzen verschiedener Richtungen des Lichtes auf einem Flecke wo möglich ganz zu vermeiden. Ob die als vortheilhafter bemerkten Oberlichter dieser Ansicht zur Seite stehen, muß ich gründlicher unterrichteten Sachkennern überlassen. Ich führe als solche an, erstens das Laternenlicht in dem Ausstellungs-Lokale zu Birmingham. Wenn ich nicht irre, kam diesem die regelmäßig achteckige Form sehr zu statten, weil dadurch die Kreutzung der Lichtstrahlen, die in spitzen oder rechten Winkeln störend wird, völlig vermieden wurde. Ferner entsinne ich mich in der Privat-Galerie Ihro Maj. der Königin im Buckingham-Palast fast alle Bilder — meistens Werke aus der holländischen und niederländischen besten Zeit — in einem ruhigen, wenngleich nicht warmen Lichte gesehen zu haben. Hier war der größere Theil der Decke von der bei einer bedeutenden Länge nicht besonders breiten Galerie mit ziemlich flach liegenden Glastafeln belegt, in deren matter Fläche der Namenszug Ihro Maj. der Königin abwechselnd mit den Insignien des Hausordens eingeschliffen war. Ich muß es allerdings dahin gestellt sein lassen, ob der Unterschied des Skylight, das hier im Gegensatz zu dem in den früher genannten Sammlungen angewendeten Lanternlight angebracht war, einem großen Theil der Uebelstände abgeholfen hat, oder ob schon dadurch die meisten vermieden waren, daß man fast nur an den langen Hauptwänden Bilder sah, während die Seitenwände durch den großen und offenen Aus- und Eingang, der von Säulen bezeichnet ist, fast ganz absorbirt waren. Bei derartigen Betrachtungen und Untersuchungen kann in Paris meines Erachtens nur der sogenannte Salon carré ein Anhalten gewähren, dessen vortheilhaftes, an allen Wänden gleichmäßiges und ruhiges Licht ich hauptsächlich dem guten Verhältniß zwischen Länge und Breite sowohl, als zwischen der weiten Lichtöffnung zu seinem übri-

gen Rauminhalte zuschreibe. Ist es mir erlaubt, hieran noch einige Erinnerungen aus einer früheren Reise nach Italien anzuknüpfen, so möchte ich dasselbe von den ähnlichen Sälen in der Galerie Brera zu Mailand und in der Academia delle belle arti in Venedig sagen, welche beiderseits den in ihnen placirten Gemälden ein befriedigendes Licht gewähren. Auch in ihnen scheint mir dieser Vortheil dadurch bedingt zu werden, daß sie ein gutes Breiten- und Längenverhältniß haben und die unmittelbar in der Decke eingelegten Fenster einen bedeutenden Raum einnehmen. Einen näheren Vergleichungspunkt zu der Galerie im Buckingham-Palast bietet dagegen, — wenn mich die Erinnerung nicht täuscht — die Galerie zu Parma, die ebenfalls mehr lang als breit ist, und in welcher namentlich die an den langen Hauptwänden aufgehängten überaus schönen Gemälde von Correggio durch die in der Decke ziemlich flachliegenden Scheiben ein gutes Licht empfangen. Wenn dagegen in den größeren Sälen der Pinakothek zu München die Beleuchtung nicht durchaus befriedigend ist, so suche ich davon den Grund zum Theil darin, daß durch die, im Verhältniß der Säle etwas zu kleinen Laternen, die noch überdieß auch auf der obersten Fläche mit Glas bedeckt sind, die Lichtstrahlen in zweierlei Richtung einfallen und daher sich kreuzen können. Noch weniger zweckmäßig erscheint die Beleuchtung der langen Galerie im Louvre. Hier sind die Fenster in dem Tonnengewölbe angebracht. Da dieses aber unmittelbar über der höchsten Reihe der Bilder beginnt, kommt man häufig in den Fall, bei der Betrachtung eines hochhängenden Gemäldes zugleich in ein Fenster sehen zu müssen, wodurch denn eine ruhige Betrachtung des darunter hängenden Bildes völlig unmöglich gemacht wird. Auch die hier und da an der Seite angebrachten Fenster können nur in beschränkter Art auf die glücklicher Weise gegenüber hängenden Gemälde günstig wirken, wogegen sie die Stücke, die das Mißgeschick hatten, neben ihnen placirt zu werden, völlig ungenießbar machen. Ueber die niederländischen Galerien wage ich kaum ein Urtheil auszusprechen, weil die Jahreszeit mir gerade dort am Meisten entgegenstand. Die Akademien in Brüssel, Antwerpen und Brügge sind in den meisten Theilen von oben beleuchtet und zwar vorzugsweise mit dem sogenannten Skylight. Man hat aber — besonders in Brüssel — die Blendung der flach eingelegten Scheiben, die allerdings nie absolut durchsichtig sein dürfen, meines Erachtens zu weit getrieben. Wenigstens habe ich in den trüben Wintertagen meiner dortigen Anwesenheit die Gemälde in einem zu stumpfen, fast kellerartigem Lichte gesehen. Was ich in Frankfurt am Main in Bezug auf die dort (im Städelschen Institut) angebrachte Oberbeleuchtung beobachten konnte, hat mich im Allgemeinen sehr befriediget. Es schien mir deshalb der Mühe werth, mir von dem dortigen Bau-Director Herrn Heßemer die Maaße der Ausstellungssäle mit einem Profil derselben geben zu lassen, was ich zur genaueren Einsicht hier beigelegt habe. (No. IV.) Nur können diese im Ganzen nicht sehr großen Säle nur für Gemälde von höchstens mittlerer Größe angewendet werden.

---

ad C.

Erhaltung einer möglichst gleichmäßigen Temperatur.

Wenn ich sub C. die Erhaltung einer möglichst gleichmäßigen Temperatur in den Räumen der Sammlung als eins der hauptsächlichsten Mittel für Vermeidung von mancherlei Schaden an den Gemälden angegeben habe, so berufe ich mich dabei auf alle in dieser Hinsicht neuerdings gemachten Erfahrungen, die ohne irgend eine Ausnahme im Allgemeinen auf dasselbe Resultat geführt haben. Soviel ich früher und auf meiner letzten Reise Sammlungen besucht habe, kann ich mich, mit Ausnahme der italienischen, nicht einer einzigen, in neuerer Zeit eingerichteten entsinnen, bei der man nicht auf eine Heizungsveranstaltung Rücksicht genommen hätte. Die holländischen sowohl als die belgischen, welche letztere unter den bisherigen politischen Verhältnissen noch nicht mit aller erforderlichen Aufmerksamkeit gepflegt worden waren, fand ich wenigstens mit mittelmäßigen Heizungsanstalten versehen. In England hatte man eine größere Sorgfalt auf die Befriedigung dieses Bedürfnisses gewendet. In Frankreich aber ist man von der Dringlichkeit desselben so sehr überzeugt, daß man von Seiten der öffentlichen Behörden keinen Raum, in welchem Gemälde aufbewahrt werden, ungeheizt läßt. Insonderheit werden die königlichen Sammlungen und Lustschlösser, in denen sich meistentheils Gemälde befinden, des außerordentlich großen Aufwandes ungeachtet, während der kalten Jahreszeit ununterbrochen und auch dann geheizt, wenn es gewiß ist, daß sie von Niemand besucht werden.*)

Ich darf wohl glauben, es giebt Niemand mehr, der sich mit den Mitteln, durch welche Bilder aufbewahrt werden können, nur oberflächlich beschäftigt hätte, ohne die Erfahrung gemacht zu haben, daß dieselben durch den Einfluß, den eine rasch wechselnde Temperatur auf sie ausübt, auf das Tödtlichste angegriffen werden. Sollte mir aber dennoch eingewendet werden, daß oft die schönsten Stücke in Kirchen und öffentlichen Gebäuden, wo von Heizung natürlich nicht die Rede sein konnte, sich am besten erhalten haben, so habe ich dem zuerst entgegenzuhalten, daß diese seltenen Fälle in der Mehrzahl nur in Italien vorkommen, wo bekannter Maßen das Clima den Gemälden an sich selbst weit günstiger ist, als in Deutschland. Ferner muß ich daran erinnern, daß, wenn einzelne Meisterwerke auch in deutschen Kirchen, Hallen und ungeheizten Sälen glücklich genug gewesen sind, um den gewaltsamen Temperatur-Wechsel zu überstehen, solche Ausnahmen nicht als Regel angeführt werden können, um so mehr, da diese einzelnen Stücke

*) In einem Berichte über die Gemälde-Sammlung des Louvre, der erst vor Kurzem in einem artistischen Blatte erschienen, lese ich zwar, daß die Räume derselben von dem Moment an, wo sie dem Publikum geschlossen werden — Anfang Januar — nicht mehr geheizt würden. Diese Notiz widerspricht den Nachrichten, welche ich hierüber in Paris selbst aus den besten Quellen geschöpft habe, geradezu. Wenn sie aber gegründet sein sollte, so wäre der üble Zustand der Gemälde, den ich weiter unten andern Veranlassungen zuschreibe, um so leichter zu erklären. Sicherlich kommt er nicht von den Ausdünstungen der nahebei fließenden Seine. Hätte ich nicht schon alle Thatsachen, die gegen eine so irrige Meinung sprechen, angeführt, so würde die Unzuverlässigkeit dieser Angabe dadurch noch mehr in das rechte Licht zu setzen sein, daß der Verfasser dieses Aufsatzes, der eben jene Nachbarschaft für gefährlich hält, die Luftheizung als ein bewährtes Mittel, Gemälde zu erhalten, anempfiehlt.

oft und in der Regel vor Unbilden und nachtheiligen Einwirkungen geschützt waren, die, sich bei andern mit dem einen Uebelstande verbindend, ihn erst recht fühlbar machten. Endlich darf nicht vergessen werden, daß ein Gemälde in einem hohen und luftigen Dome aufgestellt, wenn es gleich von der Kälte Alles zu leiden haben kann, nicht eben so der Wärme ausgesetzt ist, die sich in bewohnten, oder gar stark besuchten Räumen einer Gemäldesammlung erzeugt. Daraus folgt, daß von dem Wechsel, der in diesem Statt findet, nur ein kleinerer Theil und also auch nur eine geringere Wirkung in Kirchen und ähnlichen Räumen bemerkt werden kann. Um aber von den Wirkungen des Temperaturwechsels eine Anschauung zu haben, bedarf es leider nur einer oberflächlichen Betrachtung unserer Sammlung in den Zeiten, wo derselbe am meisten hervortritt. Ich habe schon früher von dem höchst unzweckmäßigen Material gesprochen, aus dem die Umfassungswände unseres Galerie-Gebäudes bestehen. Diesem Uebelstande gesellt sich in den unmäßig großen Fenstern der Säle in sofern ein zweiter bei, als sie jeden, in der freien Luft vorgehenden Wechsel der Temperatur den ungeheizten Sälen mittheilen. So darf denn also in den Räumen, welche die größten Schätze der Malerei enthalten, ein Kampf und eine Fermentation der Luft entstehen, die selbst unter freiem Himmel nicht stattfindet. Denn während im Frühling die erwärmte Luft zu den Fenstern hereinströmt, ist die Ausdünstung der Steine, welche den ganzen Winter hindurch erkältet worden, noch nicht beseitigt, sondern wird vielmehr durch jene erst recht hervorgerufen, und hierin sehe ich denn die erste Veranlassung des Nebels, der sich über jedes Gemälde legt, das nur noch einigermaaßen empfindlich ist, und der durch die oben angegebene Einwirkung der mephitischen Dünste vermehrt und zu einem blaulichen Dunste verwandelt wird. Wenn man sich über Ruß und Staub allein beklagt, so schreibt man diesen beiden Elementen eine viel zu große Wirksamkeit zu. Denn wiewohl allerdings kein Freund von Gemälden denselben auf ihnen wird dulden wollen, so ist er dennoch mit leichten Mitteln zu entfernen, so lange sie sonst in ihrer natürlichen Verfassung bleiben. Findet er aber eine Oberfläche, die durch eine anderweite Ursache mit einer auch noch so leichten Feuchtigkeit überzogen worden, so darf man sich nicht wundern, daß er sich mit derselben verbindet und seine feinsten Theile nur mit Mühe wieder von ihr zu trennen sind. Um ein Bedeutendes wird das Leiden vermehrt, wenn die Luft, die sich dergestalt von Kälte zu Wärme umsetzt, auf solche Weise mit mephitischen Dünsten geschwängert ist, als wir dieß in jedem Frühjahr erfahren. Unter solchen Umständen kann ich in der That in dem blauen schillernden Dunste, der sich auf unsere Gemälde legt, etwas Wunderbares durchaus nicht bemerken, muß aber auch der festen Ueberzeugung sein, daß wir denselben nicht im Geringsten vermeiden oder vermindern können, so lange wir nicht aus der Lage und Nachbarschaft herauskommen, in der jetzt das Galerie-Gebäude steht, und so lange wir nicht in einem neu zu erbauenden Lokal für Heizung der Bildersäle sorgen. Abgesehen von dieser Erscheinung, die nur die Oberfläche der Gemälde betrifft, wirkt aber der rasche Temperaturwechsel nicht weniger gefährlich auf das Material, auf denen die Bilder gemalt sind. Sprünge in Holzbildern, Veränderung von deren Oberfläche, sind sie gleich

zuweilen durch die ursprüngliche Beschaffenheit der Tafeln bedingt, werden wenigstens häufiger in solchen Lokalen vorkommen, in denen, wie bei uns, die Temperatur fast jährlich von 15 bis 20 Grad Kälte bis 20 und 25 Grad Wärme steigen kann, als in solchen, wo im Winter eine mildere Temperatur erhalten wird. Daß auch die ältesten Tafeln den Wechsel fühlen, erfahren wir an solchen, die entweder ursprünglich aus mehren Stücken zusammengesetzt oder schon gerissen sind; da nach Maßgabe der größeren und geringeren Wärme sich die Fugen mehr und weniger öffnen. Leinwandbilder aber, bei denen das Malertuch sowohl als das Holz der Blintrahmen jene Wirkungen auszuhalten hat, sehen wir die Gestalt ihrer Oberfläche noch häufiger wechseln. Am Empfindlichsten ist es, wenn kürzlich überzogene oder ganz übertragene Gemälde diesen Wechsel überstehen müssen. Nicht genug, daß sie unter jenem schon mehrfach beklagten Uebel doppelt leiden, sondern die neue Leinwand ist auch den Falten, die durch ihre Ausdehnung bei der geringsten Feuchtigkeit entstehen, noch im höheren Grade unterworfen, als die, welche durch das Alter schon ihrer Elasticität beraubt ist. Je weniger diesen Bewegungen die Farben zu folgen vermögen, um so sicherer müssen die Sprünge aus ihnen entstehen, welche bei den schon gedachten von der anderen Seite auf die Malerei wirkenden Unbilden selbst bei der sorgsamsten Pflege und Nachhülfe den Untergang des Gemäldes beschleunigen oder im glücklichsten Fall den Genuß desselben stören.

Heizungs-Methoden.

Aller dieser, seit Jahren wiederholt gemachten Erfahrungen auch auf meiner letzten Reise gedenkend, mußte ich natürlich die Beantwortung der Frage, welche Heizungsmethode für eine Gemälde-Galerie die angemessenste sei, für einen der wesentlichsten Gegenstände meiner Betrachtungen und Untersuchungen halten. Hierbei aber hatte ich auch am Meisten zu beklagen, daß ich nicht Techniker bin, und daher Vieles, was ich sah, nur nach dem Erfolg beurtheilen konnte, der sich mir augenscheinlich darstellte. Von dieser Seite allein ist, was ich über diesen Gegenstand zu berichten habe, zu beurtheilen. Wenn ich daher gleich für die eine oder die andere Veranstaltung mich ausspreche, so möchte ich damit bei einem so hochwichtigen Gegenstand nicht die Entscheidung unbedingt herbeiführen. Vielmehr kann ich die mit eigenen Augen wahrgenommenen Thatsachen nur in der Art mittheilen, daß sie dem dereinstigen Baumeister oder Mechaniker als Winke dienen, worauf meines Erachtens die Aufmerksamkeit am Meisten zu richten sei. Noch zweckmäßiger würde es mir scheinen, wenn vor einer definitiven Entscheidung darüber, wie künftig das Museum zu heizen sein werde, mit der einen oder anderen Weise Versuche angestellt würden. Dieß scheint mir deshalb um so wichtiger, weil, soviel ich beurtheilen kann, keine Maßregel, abgesehen von ihrer sonstigen Bedeutung einer genaueren Prüfung aller und auch der geringsten örtlichen sowohl, als auch klimatischen Beziehungen bedarf.

Was ich in dieser Beziehung in Holland und Belgien beobachten konnte, ist fast keiner Erwähnung werth. Nur scheint es mir wichtig, daß man eine kaum mittelmäßige Heizung, dort in Caminen mit Torf und hier in sehr unansehnlichen eisernen Oefen mit Holz und Steinkohlen, lieber anwendete, als die Gemälde dem Temperaturwechsel Preis

zu geben. In England dagegen hat das Bedürfniß, oft kolossale Räumlichkeiten von Fabriken, öffentlichen Hallen und sonst auf möglichst gleichmäßige Weise zu heizen, zu mannichfaltigen Untersuchungen und Erfahrungen Anlaß gegeben. Hierzu hat der Umstand wesentlich beigetragen, daß große Treib- und Gewächshäuser, oft in der ungewöhnlichsten Ausdehnung, gleichsam ein Modeartikel sind, der auf der Besitzung eines nur einiger Maßen wohlhabenden Privatmannes kaum fehlen darf. Diese meistentheils sehr leichten und luftigen Gebäude mit einem befriedigenden Heizungs-Apparat zu versehen, war oft eine der schwierigsten Aufgaben für den betreffenden Mechaniker, woraus dann die Erweiterung der Erfahrungen in hieser Hinsicht von selbst folgte. Hierzu aber trat ferner das Bedürfniß in solchen Räumen, wo ein großer Zusammenfluß von Menschen eine verdorbene Luft erzeugen mußte, für deren Umsatz zu sorgen. Die in England angewendeten Heizungsmethoden wurden deshalb zum Theil nicht blos auf Erwärmung, sondern auch auf Reinigung der Luft gerichtet, während man sogar so weit ging, für letzteren Zweck allein sich bedeutender mechanischer Veranstaltungen zu bedienen. Beide Zwecke liegen, wie es mir scheint, uns gleich nahe. Daher hielt ich es für meine Pflicht, von beiderlei Methoden Kenntniß zu nehmen, abgesehen davon, ob sie für eine der unsrigen ähnliche oder für eine Anstalt von ganz verschiedener Bestimmung angewendet wurden. Die in Frankreich gemachten Beobachtungen werden sich dem, was ich von England zu berichten habe, anknüpfen lassen, weil dort im Allgemeinen nur die englischen Erfahrungen benutzt und zum Theil weiter ausgedehnt wurden.

Von der Luftheizung in Frankreich.

Nur beharrt man hier und da in Paris nicht ohne Vorurtheil noch immer auf der bekannten Luftheizung, welche auch bei uns an einigen Orten angewendet, aber auch zum großen Theil, gleichwie in England, wieder abgeschafft worden. Was ich darüber bemerken konnte, hat mich von Neuem in der Ueberzeugung bestärkt, daß keine Art der Heizung für eine Gemälde-Galerie unzweckmäßiger, ja selbst verderblicher ist. Sie erfüllt schon die erste Bedingung einer guten Heizungsmethode so wenig, daß sie im höchsten Grade ungleichmäßig ist. Nicht genug, daß die Luft aus den Ausmündungsröhren in einer bedeutenden Hitze hervorströmen muß, sondern sie kann auch die unteren Schichten der Luft, welche den betreffenden Raum anfüllt, schon deshalb nicht berühren noch sattsam erwärmen, weil sich die heiße Luft durch ihr geringeres Gewicht immer mit aller Gewalt nach der Höhe drängen wird. Daraus folgt, daß wenn man die Gemälde in der unteren Reihe mit einer angemessenen Temperatur von mindestens 8 und höchstens 12 Grad Réaumur gegen die Kälte sichern will, man genöthigt ist, die in der obern Reihe aufgehängten Gemälde der höchst nachtheiligen Hitze von 16 bis 20 Grad auszusetzen. Der zweite Nachtheil, den dieses System hat, besteht in der trockenen, von allen belebenden Elementen beraubten Luft, welche durch die Caloriferes in die zu erheizenden Räume gesandt wird. Ich vermag nicht diese Erscheinung theoretisch zu erklären. Dagegen aber berufe ich mich auf die Erfahrung, welche wir selbst vor einigen Jahren in den Versammlungssälen der ständischen Deputirten gemacht haben. Das Gefühl einer erschwerten Einathmung, einer Trockenheit auf der Brust und in der Luftröhre, über das

man sich dort allgemein beklagte, ist in gleicher Maße nicht nur von den meisten Bewohnern der Räume, die auf solche Weise geheizt waren, bemerkt worden, sondern hat auch in dem Parlaments-Hause zu London, wo früher eine gleiche Anstalt war, den Ausschlag zu deren Abschaffung gegeben. Auch in Paris wird diese Erfahrung von den Unbefangeneren anerkannt, ich habe deshalb in den großen, mitunter sehr hohen Sälen der Bibliotheque royale häufige Klagen über diesen Uebelstand führen hören. Man fügt dem noch mit allem Rechte die Beschwerde hinzu, deren ich schon gedachte, daß nämlich in den unteren Räumen der größeren Säle eine unerträgliche Kälte, in den oberen Galerien aber eine mehr als lästige Hitze herrsche. Das jener erhitzten Luft mangelnde Lebensprinzip hat sich überdieß an allen Gegenständen, die in derartig geheizten Räumen aufgestellt waren, auf die empfindlichste Weise gezeigt. Man hat deshalb in England kein Gewächs- und Treibhaus mehr mit Luftheizung versehen, und kürzlich auch in Paris im Jardin des plantes dieselbe mit einer anderen Methode vertauscht. Daß man aber in der Sammlung des Louvre noch immer bei derselben beharrt, möchte ich fast gewissenlos nennen. Das unscheinbare Ansehen der meisten Gemälde, das nach dem Urtheil von Sachkundigen seit etwa zehn Jahren bedeutend zugenommen hat, ist meines Erachtens zum großen Theil die Folge von einer stechend heißen Luft, die jedes Element der Lebensfähigkeit gewaltsam zerstört. Zugegeben, daß die, bei einer allzugeringen Kritik schlecht ausgeführten Herstellungen, daß ferner die in früheren Zeiten angewendeten nachtheiligen Firnisse und endlich der leidige Umstand, daß während der Kunstausstellung die Gemälde nicht allein der höchstnachtheiligen Ausdünstung einer Foule von Besuchenden ausgesetzt, sondern auch während dieser Zeit der Aufsicht entzogen werden, einen großen Theil an dem Verderb der kostbaren Sammlung habe, so finden doch die augenfälligen Vertrocknungen, die daraus entstehenden Erblindungen und dann diejenigen Sprünge in der ganzen Oberfläche vieler Gemälde, welche diese in unzählig kleine Theile zerreißen und fast zu Pulver verwandeln, keine andere Erklärung, als die oben gegebene. Man will behaupten, daß die Trockenheit der mit Caloriferes erheizten Luft dadurch zu beseitigen sei, daß man vor den Ausmündungen der Heizungsröhren ein Becken mit Wasser stelle, und dieses immer wieder anfülle, da das Wasser schnell absorbirt werde. Ich stelle aber dahin, ob es für angemessen zu erachten, ein System anzuwenden, das nur unter dem Hinzufügen eines solchen Palliativs einen Theil seiner nachtheiligsten Folgen verliert. Ueberdieß tritt ein ferneres Bedenken hinzu. Soviel ich bemerkt habe, führt die Luftheizung, die ich in Paris beobachten konnte, die Luft, die in der Umgebung des betreffenden Gebäudes sich umtreibt, so unmittelbar in die Räume ein, daß ihr mit Ausnahme der Feuchtigkeit und Kälte alle nachtheiligen Elemente bleiben, die auf belebten Straßen nie ganz zu vermeiden sind. Während meines Aufenthaltes in Paris geschah es seltsamer Weise, daß bei dem raschen Eintreten von bedeutender Kälte mit meistentheils trübem Himmel sich über die Stadt ein dichter Nebel von dem übelsten Geruch lagerte. Diesen übeln Geruch habe ich nirgends empfindlicher vernommen, als in der Galerie des Louvre. Wie denn das Vorurtheil in der Regel blind ist, so wurde mir auch dort, als

ich gegen die Verfechter der Luftheizung diesen Uebelstand als einen rügte, den ich früher noch nicht bemerkt zu haben glaubte, mit der größten Ruhe versichert, dieser Geruch werde keinesweges von den Caloriferes veranlaßt, sondern komme von dem außerhalb sich umtreibenden Nebel. Wenn nun früher schon von der höchst verderblichen Eigenschaft mephitischer Dünste gehandelt worden, bedarf es hier wohl keiner weiteren Darlegung, wie dieses willkührliche Hereinleiten derselben in Bildersäle von den nachtheiligsten Folgen sein muß, die durch das vor den Ausmündungen der Heizungsröhren aufzustellende Wasserbecken keinesweges zu beseitigen sind. Auch sind endlich die unbefangeneren Beurtheiler dieses Systems über die Sicherheit desselben in Bezug auf Feuergefährlichkeit nicht ganz außer Sorgen.

Verschiedene Heizungsmethoden in England.

Von den Heizungsmethoden, die, außer der obengedachten, ich ferner beobachtet habe, erwähne ich nur diejenigen genauer, die mir neu und zugleich für die Räume einer Gemälde-Sammlung geeignet scheinen.

a) Caminöfen.

Der Caminöfen, welche in der Mitte von großen Räumen angebracht werden und mit Zügen versehen sind, die unter dem Fußboden fortlaufen, will ich nur vorübergehend gedenken. Sie werden in England deshalb besonders geliebt, weil man dort die offene Flamme des Feuers nicht gern vermißt. Auch verbreiten sie in ihrer Nähe eine starke Hitze und man darf annehmen, daß sie vermittelst des akuten Zuges, der ihnen unentbehrlich ist, einen raschen Umsatz in der Luft bewirken, wodurch jede Stagnation derselben vermieden und die Aufsammlung verdorbener Dünste in den betreffenden Räumen verhindert werden mag. Wegen desselben Bedürfnisses verlangen sie aber auch einen sehr hohen Schornstein. Deshalb wendet man sie vorzugsweise in den zu ebener Erde angebrachten Hallen an. So sieht man sie in London häufig in den Hausfluren von Gebäuden vornehmerer Privaten, in den unteren Räumen der Nationalbank, des Postoffice und anderer ähnlichen Anstalten. In Paris dienen sie vorzugsweise den zu ebener Erde befindlichen Räumen der Caffehäuser, Restaurationen und anderer Läden und Gewölbe. Auch in der Galerie des Louvre sind nächst der Luftheizung hier und da ähnliche Oefen angebracht, die man aber meines Wissens nicht mit Kohlen, sondern mit Holz heizt und die nicht mit einem ganz offenen Feuer versehen sind. In der Galerie des Palais Luxembourg sind sie ausschließlich angewendet. Sie dürften in keinem Fall in den Bildersälen eines neuen Museums anzubringen sein, weil sie wegen des Erfordernisses nach einem sehr starken Zuge sehr empfindlich sind, und durch Vernachlässigung oder nur kleine Mängel in ihrer Construction um so leichter Rauch verbreiten könnten, je näher sie in der Höhe ihrer Aufstellung der obersten Ausmündung des Schornsteins gebracht werden. Dagegen möchte ich einen solchen Caminofen in der untersten Hausflur eines neu zu errichtenden Gebäudes, vielleicht im Treppenhause desselben für höchst vortheilhaft halten, weil erstens die nur oberflächliche Heizung derjenigen Räume, in welche die äußere Luft unmittelbar einströmt, für das ganze Gebäude von großem Belang und Nutzen ist, und zweitens der starke Zug, den das Feuer in solchen Oefen hervorbringt, jede üble Aus-

dünstung, die durch die häufig zu öffnende Hausthüre einströmen kann, in sich aufnehmen und dadurch verhindern würde, daß er sich im Gebäude selbst verbreite.

b) Dampfröhren-Heizung.

Die Heizung durch heiße Dämpfe, die in eisernen Röhren durch das Gebäude geleitet werden, brauche ich wohl ihrer Einrichtung nach nicht genauer zu beschreiben, weil sie auch bei uns schon angewendet worden und deshalb schwerlich unbekannt sein kann.*) Sie gewährt allerdings den sehr großen Vortheil, den ausgedehntesten Räumen eine gleichmäßige und angenehme Wärme mittheilen zu können. Auch empfiehlt sie sich meines Wissens dadurch, daß, wenn der Apparat einmal gehörig geheizt ist, die durch die umlaufenden Röhren sich verbreitende Temperatur dem äußeren Einflusse lange widersteht und daher die Erhaltung der Wärme bis auf einen gewissen Grad keinen großen Kraftaufwand erfordert, ein Umstand, der für unseren Zweck von wesentlichem Belang ist, weil wir darauf ganz besonders Rücksicht nehmen müssen, daß die Temperatur in den Bildersälen niemals unter einen gewissen Wärmegrad herabsinkt, weshalb denn in der kältesten Jahreszeit eine ununterbrochene Unterhaltung des Feuers unumgänglich nöthig ist, und also eine Erleichterung dieser Mühwaltung uns im höchsten Grade willkommen sein muß. Endlich darf für diese Heizungsmethode noch angeführt werden, daß sie für das betreffende Gebäude nicht die geringste Feuersgefahr herbeizuführen braucht, um so mehr, da der Heizungsapparat von demselben ganz getrennt und selbst in bedeutender Entfernung erbaut werden kann. Dagegen bin ich auf folgende Bedenken aufmerksam gemacht worden. Ihre Anlage ist im höchsten Grade kostspielig. Wiewohl dieses System nur in großen Räumen und Verhältnissen empfehlenswerth ist, weil die Erzeugung des zum Umlauf bestimmten Dampfes — vorausgesetzt, daß an der aufzuwendenden Hitze nicht unverhältnißmäßig viel verloren gehen soll — eine gewisse Masse von Kraft bedingt, so glaube ich doch, daß auf der anderen Seite die Kosten des Apparates mit der Größe des zu heizenden Raumes nicht durchaus Schritt halten, sondern daß vielmehr, wenn ein gewisses Verhältniß überschritten ist, anstatt der arithmetischen eine geometrische Progression eintritt. Bei der Unfähigkeit, den Beweis hierüber in Zahlen zu führen, kann ich mich nur darauf berufen, daß ich gesehen habe, wie bei verschiedenen Einrichtungen der Art, z. B. in England auf der Besitzung des Herzogs von Northumberland und in Paris im Jardin des Plantes die Ausdehnung der zu heizenden Räume mit der des Apparates nicht gleichen Schritt hielt, sondern während jene kaum das Doppelte betrugen, dieser von mehr als doppelter Kraft war. Auch in dem Bedürfniß des Materials ist das System keineswegs sparsam, wie dieß beides von sachkundigen Mechanikern am Gründlichsten zu erörtern sein würde. Man wendet deshalb diese Methode in England nicht häufig selbstständig an, sondern benutzt zu ihr sehr oft Dampfkessel, die noch überdieß die Bestimmung haben, Maschinen zu treiben. So findet sich die Dampfheizung in mehren Fabriken zu Manchester, Birmingham und anderen Städten. Auch in der Nationalbank

*) Zur Einsicht für Mechaniker und Sachkundige lege ich sub V. bei: Report upon A. M. Perkins Patent Steam Boiler etc.

zu London benutzt man den überflüssigen Dampf der Maschinen zur Heizung der oberen Gemächer, wobei man noch überdieß den Vortheil gebraucht hat, ihn an solchen Stellen, wo mehr Wärme als anderswo erforderlich ist, in kleinen Kesseln, welche die Form von niedrigen Oefen haben, aufzufangen. Unter solchen Umständen mag diese Heizung nicht allein sehr zweckmäßig, sondern sogar höchst ökonomisch sein. Ferner hat man bei diesem System den Grad der Wärme nicht in seiner Gewalt. Da zur Erzeugung des Dampfes und um seinen Umlauf zu bewirken, ein bestimmter Grad von Hitze unbedingt erforderlich ist, muß natürlich auch in den zu heizenden Räumen ein bestimmter Grad erreicht werden. Selbst in den Treib- und Gewächshäusern in England sowohl, als in Paris klagt man über diesen Mangel, der schon wegen des Baues der Glashäuser nach Maßgabe der äußeren Temperatur mehr und weniger fühlbar wird. Man hat deshalb versucht, den zum Umlauf bestimmten Dampf in mehrere Canäle zu vertheilen, von denen einige abgesperrt werden können. Ist nun gleich dadurch so viel erreicht, daß verschiedene Grade von Hitze erzeugt werden können, so ist dieser Gewinn doch mehr in Bezug auf die Steigerung als auf die Fähigkeit dieselbe niederzuhalten gemacht worden. Man muß sich deshalb, unbekümmert um die äußere Temperatur, mindestens den Grad gefallen lassen, der bei den einfachsten Canälen erzeugt wird und der nach Verhältniß von jener oft noch zu hoch ansteigt. Hiernächst geht auch bei einer solchen Einrichtung verhältnißmäßig viel Heizungs-Material verloren, weil das Bedürfniß des wenigeren Dampfes für wenigere Canäle nicht gleichen Schritt hält mit dem Material, das bei dem einen und anderen Grade erforderlich ist. Hat man unter diesen Umständen in England den Anfang gemacht, die Anwendung dieser Methode nur auf wirkliche Treibhäuser (hot houses) zu beschränken, wogegen man für sogenannte Greenhouses mildere Heizungsmethoden vorzieht, so glaube ich, unter Berücksichtigung der obenangegebenen Gründe, daß wir darin einen Wink zu erkennen haben, wie eine solche Heizung für eine Gemäldesammlung nicht tauglich sei. Es tritt hierzu aber ein noch bedeutenderes Bedenken. Die Beaufsichtigung des Apparates ist im höchsten Grade schwierig, und kann nur unter immerwährender Oberleitung eines mit dem Maschinenbau vertrauten Individui geführt werden. Aber selbst bei der genauesten und gewissenhaftesten Aufsicht sollen nach Versicherung von Sachkundigen, selbst bei den geringfügigsten Zufälligkeiten, wesentliche Beschädigungen kaum zu vermeiden sein, wodurch dann eine plötzliche Sistirung der Heizung eintreten muß, und, was noch schlimmer ist, für den Augenblick der Beschädigung Ausströmungen der Dämpfe in die zu heizenden Räume nicht abzuwehren sind.

c) Heizung mit Röhren voll heißem Wasser.

Auch die Heizung mit heißem Wasser ist meines Wissens hier schon angewendet worden und bedarf in ihrer bekannten Einrichtung kaum einer Beschreibung. Sie verbindet mit den Vortheilen, deren so eben in Bezug auf die Dampfheizung gedacht worden, den, daß man den Grad der Wärme weit mehr in seiner Gewalt hat, weil das Wasser nicht immer in der höchsten Hitze erhalten zu werden braucht. Auch sind, wie dieß aus der geringeren Gewalt und Gefährlichkeit des Mittels sich leicht erklärt, von selbst eintretende Beschädigungen seltener. Die Heizung des Kessels ist ferner minder

kostspielig, als die eines Dampfkessels und endlich ist, sei dieß nun eine Folge der milderen Heizung oder der mit Wasser angefüllten Röhren, die Wärme, welche sich von diesen verbreitet, von angenehmerer Art noch, als die, welche von der Oberfläche der mit Dampf angefüllten Röhren ausströmt. Viele geben dieser Methode den Vorzug vor allen anderen, Sie ist deshalb in vielen Anstalten mit der Dampfröhrenheizung vertauscht worden. Im britischen Museum ist sie in bedeutender Ausdehnung angewendet und dient einem Theil der Säle, in der National-Galerie wird sie ausschließlich gebraucht, und es genügen diesem Gebäude zwei Foyers. Auch andere Anstalten, wie das Bartholomew- Christ- und Foundling-Hospital sind in ihren weiteren Räumen mit dieser Heizung versehen und in Gewächshäusern zieht man sie oft der zu starken und kostspieligen Dampfheizung vor.

d) Perkins'sche Röhren-Heizung.

Indessen hat eine neuere, ungefähr auf demselben Prinzip beruhende Heizungsmethode vor Kurzem die Aufmerksamkeit so sehr auf sich gezogen, daß sie jede andere zu verdrängen anfängt. Diese von einem Mann, Namens Perkins erfundene Methode bedient sich gleich jener des heißen oder siedenden Wassers als Mittel zur Heizung. Sie unterscheidet sich aber von jener wesentlich dadurch, daß sie keinen Kessel erfordert, sondern das Wasser nur in Röhren umläuft und in solchen auch geheizt wird. (No. VI. A. M. Perkins improved patent apparatus for warming and ventilating buildings.) Im Allgemeinen besteht der Mechanismus in Folgendem: Das zu erhitzende Wasser befindet sich in Röhren von Schmiedeeisen, die bei einem Durchmesser von etwa ¾ bis 1 Zoll durch alle Räume, die geheizt werden sollen, an der Wand oder im Fußboden hindurchgehen. Es wird denselben von dem höchsten Punkte ihres Umlaufs durch einen Behälter mitgetheilt, der während die Heizung im Gange ist, hermetisch verschlossen bleibt. Von dort fällt das kalte Wasser durch die dazu bestimmten Röhren bis auf deren untersten Punkt und steigt nach dem Prinzipe des Gleichgewichtes durch die correspondirend aufsteigenden Röhren wieder bis zum Ort der Einfüllung. Wo sich die auf- und absteigenden Röhren auf dem untersten Punkte begegnen, sind sie in zwei Knäulen dergestalt verwunden, wie dieß auf No. 2. sub VI. zu ersehen. Diese Knäule befinden sich in dem Ofen, der Pl. 1. sub VI. perspektivisch, Pl. 2. VI. A. B. C. D. im Grundriß und Pl. 3. und 4. im Durchschnitt abgebildet ist. In der Mitte dieser Windungen wird das Feuer angezündet, wodurch die umgebende Wassermasse sehr rasch erhitzt und zu ununterbrochenem Umlauf in den Röhren gebracht wird. Wegen der für den Mechaniker erforderlichen, genaueren Nachweisungen erlaube ich mir auf die Brochüre selbst zu verweisen. Die Vortheile dieses Systems bestehen:

a) in dem weit geringeren Aufwand von Feuerungsmaterial gegenüber von fast allen anderen ähnlichen Methoden.

Es erklärt sich von selbst, daß die große Oberfläche, welche die zu heizenden Gegenstände an Eisen und Wasser dem Feuer darbieten, und gegen welche der kubische Inhalt derselben nur gering ist, die schnellste Mittheilung der Hitze gestatten, und es bedarf daher kaum eines Beweises für diesen Vortheil,

b) dann in der Leichtigkeit, mit der die Feuerung zu besorgen ist, aus der zugleich die Verhütung von Feuersgefahr sich ergiebt.

Auch dieser Vortheil, da er unmittelbar mit jenem zusammenhängt, bedarf keiner weiteren Erklärung, um so mehr, da die schnelle und niemals unterbrochene Cirkulation des einmal erwärmteu Wassers die Erhaltung des einmal erreichten Wärmegrades sehr erleichtert.

c) Und endlich darin, daß man bei dieser Methode die Vertheilung der Wärme weit mehr in seiner Gewalt behält, als bei jeder anderen Röhrenheizung.

Um den letzten Vortheil sich zu erklären, muß man sich erinnern, daß die geringe Oberfläche der dünnen Heizungsröhren dann einen nur geringen Grad von Wärme hervorbringen, wenn sie um die zu heizenden Räume nur einfach herumgelegt werden. Will man aber in einem gegebenen Raume mehr Wärme haben, als in einem anderen, so hat man die Umlaufsröhren von neuem in solchen Schlangenwindungen zu vereinigen, wie die in dem Ofen. (Abbildung in der angez. Brochüre Pl. 7.) Derartige Knäuel können nach Belieben mehr und weniger angebracht werden, und verbreiten, wie sich dieß von selbst versteht, eben die Wärme, als ein gut geheizter Ofen. Auch können sie der Gestalt desselben nach dem auf Pl. 7. gegebenen Vorbilde völlig gleichgebracht werden. Der zweite Grund, aus welchem man die höhere oder geringere Hitze in seiner Gewalt behält, liegt darin, daß zum Umlauf des Wassers die Erreichung des Siedepunktes keineswegs nöthig ist, da schon ein mittlerer Wärmegrad hinreicht, um durch den Druck, den das kalte Wasser auf das erwärmte ausübt, den Umlauf desselben zu bewirken, und dem zur Folge auch die entferntesten Theile der Umlaufsröhren zu erwärmen. Diesen wesentlichen Vorzügen möchte ich noch den hinzufügen, daß die Röhren, wegen ihres geringen Umfangs, in den Räumen, die geheizt werden sollen, sich weit leichter anbringen und dem Auge mit geringerer Mühe verbergen lassen, als die, welche von einer Kesselheizung ausgehend, unter einem fünf- bis sechsfach stärkeren Volumen nicht gemacht werden können. Daß die warme Luft, welche von diesem Heizungsapparat erzeugt und verbreitet wird, für die Einathmung weit leichter und angenehmer erscheint, als die, welche durch die gewöhnlichen Caloriferes in die Säle getrieben wird, ja selbst als die, welche von Oefen, die nur einen Theil von Eisen haben, ausgeht, ist ein Vortheil, den diese Methode mit anderen Röhrenheizungen gemein hat, und der nur darin seine Erklärung findet, daß trotz der dichten Natur des Schmiedeeisens von dem allmälig verdampfenden Wasser ein Theil — und wäre dieser auch noch so klein — der erwärmten Luft sich mittheilen muß. Die bis hierher angeführten Thatsachen glaube ich nach den von mir selbst gemachten Beobachtungen verbürgen zu können. Von den vielen in der mehrmals angezogenen Brochüre aufgezählten Einrichtungen habe ich, als meinem Zwecke am Nächsten liegend, nur die im britischen Museum genauer betrachtet. Dort sind die Lesezimmer in der Weise mit dem beschriebenen Heizungsapparat versehen, welche auf Pl. 6. der beiliegenden Brochüre abgebildet ist. Da ich aber bei nur geringer Kälte in London war, wo natürlich die Wärme des Apparates schon an sich selbst nicht auf's Höchste ge-

trieben zu werden brauchte, war es mir um so willkommener, dieselbe Anstalt in Paris bei sehr strenger Kälte beobachten zu können. Sie ist nach Frankreich durch einen Mann Namens Gandillot herübergebracht worden. In dem geräumigen, mit Comptoiren, Arbeitssälen und Wohnzimmern versehenen Hause dieses wohlhabenden und, meines Erachtens, sehr einsichtsvollen Fabrikherren entspricht sie vollkommen den verschiedenen Anforderungen, die nach Maßgabe der Bestimmung der Räume an sie zu stellen waren. Besonders auffallend war es mir, daß bei einer Kälte der äußeren Luft von 3 bis 4 Grad unter Null das sehr geräumige Wohn- und Arbeitszimmer, in bedeutender Entfernung vom Foyer bis auf 17 Grad Wärme erheizt war, während an der Heizung selbst der Thermometer dicht neben der Ausströmungsröhre kaum 60 Grad angab. Während ich unter mannichfaltigen Besprechungen und Berechnungen ungefähr ein und eine halbe Stunde in jener Stube zubrachte, hatte ich zu bemerken, daß jener offenbar zu hohe Wärmegrad nichts weniger als lästig war. Gewiß würde ich in ihm ohne bedeutende Beschwerde so lange nicht haben ausdauern können, wenn er durch einen Ofen oder gar durch ein Calorifere erzeugt worden wäre. Außer diesem Hause sah ich dieselbe Methode in einer Bade-Anstalt, Rue St. Anne mit gleichem Succeß angewendet.*)

Von den Bedenken, welche gegen dieses System zu erheben sein könnten, erlaube ich mir Folgendes anzuführen. Die Frage, ob dasselbe der Kälte, die bei uns in der Regel weit höher ansteigt, als in England und selbst in Paris, zu widerstehen vermöge, scheint mir zwar durch die zuletzt angeführte Thatsache erledigt. Eine völlig erschöpfende Beantwortung derselben kann aber, meines Erachtens, nur von der Praxis gewährt werden. Die Anlagekosten mögen zwar bedeutender sein, als bei einer Wasserheizung mit Kesseln, weil die höheren Kosten der geschmiedeten gegen die gegossenen Röhren, um so mehr, da jene und namentlich an den verbindenden Schrauben mit der größten Genauigkeit gearbeitet werden müssen, von denen des Kessels nicht ganz aufgewogen werden mögen. Vortheilhafter mögen sich die Kosten zu denen einer Dampfheizung stellen. Leider kann ich über diese nichts genaueres angeben. Die Kosten der zuletzt beschriebenen Röhrenheizung belief sich im Hause des Fabrikanten Gandillot nach dessen eigener Angabe auf circa 2800 Frank und die zu erheizenden Räume ungefähr auf 40,000 Kubik-Fuß. Sollte dieser Vorgang als Basis dienen, so dürfte man also auf ungefähr 10,000 Kubikfuß einen Aufwand von 700 Frank oder 180 bis 190 Thlr. rechnen. Es muß aber wieder in Anschlag gebracht werden, daß in dem erwähnten Hause viele Wohnzimmer unter den zu erheizenden Räumen waren, wodurch das Bedürfniß von höherer Wärme und folglich auch bedeutenderer Ausdehnung der oft in Windungen zu vereinigenden Röhren begründet ward, so daß bei einer Gemäldegalerie das Verhältniß sich vortheilhafter gestalten dürfte. Die Heizungskosten betrugen in dem gedachten Hause im Durchschnitt täglich 4 Franken, also auf 10,000 Kubikfuß circa 1 Frank. Doch auch diese, im Ganzen sehr geringen Kosten müßten bei dem Galerie-Gebäude aus demselben Grunde sich im

*) Hierzu Beilage No. VII. Compagnie des fers creux étirés.

Verhältniß noch ermäßigen. Ein größeres Bedenken als dieß Alles kann aber durch die Unterhaltungskosten erregt werden. Zuerst ist in Betracht zu ziehen, daß der Druck, den die Röhren bei diesem Systeme auszuhalten haben, ohne Frage bedeutend stärker ist, als bei den früher erwähnten Methoden. Der Beweis davon fällt dadurch von selbst in die Hand, daß bei jenem System gegossene Röhren genügen, bei diesem aber so untauglich sind, daß wenn sie angewendet werden, das Wasser auf eine unglaublich schnelle Weise durch die wiewohl unsichtbaren Pores derselben verdampft. Dieser ungewöhnlich starke Druck läßt häufige Sprünge und Risse besorgen, deren kleinster für den Moment das ganze System unbrauchbar machen würde. Man hat deshalb im britischen Museum zu jeder Zeit Vorrath von den Rohrstücken, deren jedes nicht über 7 bis 8 Fuß lang ist. In vorkommendem Falle kann das Feuer in dem betreffenden Heerde durch einen sehr einfachen Mechanismus, der Pl. 3. zu ersehen ist, mit der größten Geschwindigkeit gelöscht werden. Das Wasser wird mit einer dazu bereiten Pumpe soweit aus den Röhren herausgezogen, als es erforderlich, und das beschädigte Stück mit einem anderen durch die dazu bestimmten Schrauben sofort ersetzt. Ferner wird die Besorgniß aufgestellt, daß das Wasser selbst die allerdings sehr kleine Höhlung der Röhren durch den kalkig steinigen Ansatz, den wir in viel gebrauchten Wasserkesseln entstehen sehen, nach und nach verstopfen könne, wo dann Risse und selbst Explosionen der Röhren zu befürchten ständen und die Abhülfe deshalb mit größerer Schwierigkeit und mehr Zeitaufwand verbunden sei, weil der Punkt, wo die Hemmung zuerst eingetreten, erst aufzusuchen sei, und daher mehre Stücke des Röhrstranges ausgeschraubt werden müßten, aus denen man noch überdieß das Wasser vorher nicht entfernen könne. Herr Gandillot in Paris, sowie Herr Perkins in London erwiderten gegen dieses Bedenken, daß dieser Fall zwar vorkommen könne, er gehöre aber zuvörderst zu den unwahrscheinlicheren, weil, vorausgesetzt, daß die Röhren gut geschmiedet sind, durch die unablässige Bewegung des Wassers ein ungleichmäßiger Absatz desselben verhindert werde, und überdieß es die Verbindlichkeit des mit der Aufsicht eines solchen Systems beauftragten Mechanikers sei, in der Zeit, da nicht geheizt werde, die Röhren durchgehen und reinigen zu lassen. Endlich wird noch darauf aufmerksam gemacht, daß, wenn bei harter Kälte das Feuer in dem Heerde nicht immer unterhalten werde, die Röhren leicht ausfrieren und dadurch sofort gesprengt werden könnten. Wahr ist es allerdings, daß gekochtes Wasser weit leichter friert, als anderes; auch kann auf eine so kleine Masse, wie sie diese Röhren der äußeren Atmosphäre entgegenstellen, diese mit größerer Raschheit wirken, als auf die stärkeren Wasser- und Dampfröhren. Endlich ist zuzugestehen, daß, wenn der Frost in die Röhren eindringt, ein sehr bedeutender Schade und eine vielleicht mehre Tage dauernde Sistirung des Heizens unvermeidlich ist. Es wird aber nicht ohne Grund dagegen eingehalten, daß nur eine leichte und mittelmäßige Unterhaltung des Feuers hinreiche, um den einmal erheizten Wärmegrad zu erhalten, daß man, besonders bei lang ausgedehnten Anstalten dieser Art, sich zwar hüten müsse, eine völlige Erkältung der Röhren eintreten zu lassen, dagegen aber auch durch die mit dem untersten Knaul der Röhren in unmittelbarer Berührung

stehenden Kohlen selbst dann noch lange Zeit hindurch eine bedeutende Hitze ausströme, wenn der Ofen geschlossen und mehre Stunden hindurch nicht wieder von Neuem gespeißt werde, und endlich, daß, so lange noch einige Wärme von den Umlaufsröhren ausgehe, die sie zunächst umgebende Atmosphäre nicht leicht bis unter 0 herabsinken und daher jener Unfall nur durch die äußerste Vernachlässigung eintreten könne. Es liegt außer dem Bereich meiner Beurtheilung, abzuwägen, in wie weit derartige Bedenken entweder durch die gemachten Einwände sich erledigen, oder, dafern sie fortbestehen, von den Vortheilen, die auf der anderen Seite für eine solche Anstalt sprechen, aufgewogen werden. Soviel glaube ich aber aussprechen zu dürfen, daß das zuletzt behandelte System einer genaueren Betrachtung gewiß würdig ist, weshalb ich wohl wünschen möchte, daß in geeigneter Weise Versuche damit angestellt und diese durch Sachkundige mit der möglichsten Freiheit von Vorurtheilen beleuchtet würden.

Bevor ich zu anderen Heizungsmethoden übergehe, halte ich mich verpflichtet, noch einige allgemeine Bemerkungen hinzuzufügen, die sich auf alle Arten von Röhrenheizung beziehen. Dieses System hat vor der einfachen Ofenheizung in allen seinen verschiedenen Modificationen das voraus, daß die Einfeuerung nicht allein außerhalb der zu heizenden Räume, sondern mit den Schornsteinen sogar in bedeutender Entfernung von ihnen angelegt werden kann, wodurch manche Bedenken wegen Staub, Rauch und Feuersgefahr gehoben werden. Ferner haben sie vor jener und selbst vor der Luftheizung den Vorzug, daß die Wärme möglichst gleichmäßig verbreitet werden kann, was bei der Dampf- und einfachen Wasserheizung durch die in langer Ausdehnung unter dem Fußboden fortlaufenden Röhren, noch mehr aber bei dem Perkins'schen System dadurch erreicht wird, daß die nach Belieben zu biegenden Röhren überall, gleichviel, ob hoch oder niedrig, im Fußboden oder an den Wänden angebracht und wegen ihres geringen Umfangs leicht verkleidet werden können. Außer den Bedenken, die ihnen im Fall von Beschädigungen an den Röhren, — Fälle, die bei jedem derartigen System mehr oder weniger vorkommen — entgegengestellt werden können, ist ferner noch in Anregung zu bringen, daß sie einen Umsatz der Luft in den zu heizenden Räumen absolut nicht bewirken können, woraus folgt, daß für Entfernung von allerhand Dünsten, Staub und anderen Unreinigkeiten eine Ofen- oder Caminheizung und selbst, insofern sie sonst anwendbar wäre, eine Luftheizung kräftiger wirken könnte. Dieser Mangel hat in England Veranlassung gegeben, daß, wo jenes Bedürfniß nach reiner Luft oder deren Umsatz vorherrschend war, man auf andere Methoden bedacht gewesen ist, welche auch für unseren Zweck von wesentlichem Interesse sein können, weil es auch uns daran gelegen sein muß, nicht allein die in der äußeren Atmosphäre sich umtreibenden Dünste und Unreinigkeiten abzusperren, sondern auch die Stockungen und Hemmungen zu verhüten, durch welche namentlich bei starkem Besuch der Gemäldegalerie eine verdorbene Luft in derselben entstehen kann.

e) Des Dr. Reed Heizungs- und Luftreinig-

Eine der ersten derartigen Anstalten wurde in dem provisorisch eingerichteten Parlamentshause nach Angabe und unter Leitung des Dr. Reed angelegt. Im Allgemeinen

ungs-Apparat im Unterhause zu London mit einem Rapport des Ingenieurs Manby darüber.

Beilage VIII. a. und b.

beruht sie auf dem Prinzip der Luftheizung. Da man aber aus früherer Erfahrung wußte, daß durch die ursprünglichen Caloriferes, sei es in Folge der von fast glühenden Eisenplatten ausgehenden Hitze, oder des gewaltsamen Druckes, den die Luft in den verhältnißmäßig engen Röhren erdulden müsse, diese zu den nachtheiligen und selbst verderblichen Character komme, den ich oben genauer dargestellt habe, so bedient man sich zur Heizung eines Wasserkessels, der noch überdieß eine große Anzahl von sehr flachen, übereinander stehenden eisernen Gefäßen und starken Röhren von Gußeisen nährt, welche bei einer Ausdehnung von circa 500 Fuß in einem Knaul zusammen gewunden sind. Dieser Apparat mit dem Feuerheerde ist im Erdgeschoß angebracht. Die äußere Luft zieht man durch mehre Oeffnungen von bedeutender Weite dergestalt in die untersten Räume herein, daß sie zuerst durch den vielfältig gewundenen Knaul der Röhren, dann zwischen den flachen, mit heißem Wasser angefüllten Gefäßen, hindurch streifen, ferner über den Kessel hingehen und endlich in einen nach Maßgabe des Bedürfnisses bald mehr, bald weniger geschlossenen Raum eindringen muß, von wo sie, erwärmt wie sie ist, durch eine Menge von Oeffnungen in dem mit einem aus Roßhaaren gewebten Teppiche bedeckten Fußboden nach dem Sitzungssaale aufsteigt. Dort angelangt, kann sie niemals zum Stillstand kommen, weil sie von einer gleichen Menge von Oeffnungen in der Decke des Saales angezogen und sofort in einen Canal geleitet wird, der mit einem eigens dazu errichteten Schornstein in Verbindung steht. Dieser ist von 120 Fuß Höhe, hat ungefähr 20 bis 30 Fuß über seiner Basis einen Feuerheerd, und wirft, so lange auf diesem ein lebendiges Feuer erhalten wird, die Luft, die er in jenem Canale aus dem Sitzungssaale herauszieht, ununterbrochen aus dem Gebäude heraus. Damit aber die Luft, welche vom Heizungsapparat gewärmt werden soll, nicht mit allen den Unreinigkeiten eindringe, welche sich in der äußeren Umgebung des Gebäudes unvermeidlich umtreiben müssen, so versieht man die Oeffnungen, durch welche sie eingezogen wird, mit einem starken Segeltuche, durch das dann die Luft gleichsam filtrirt und von allen unreinen Theilen befreit wird. Ueberdieß hat man in den geräumigen Hallen des Erdgeschosses, durch welche die zu heizende Luft ihren Weg nimmt, Wasserröhren angebracht, welche mittelst eines dazu eingerichteten Mechanismus einen Staubregen verbreiten können, wodurch theils die großen Tücher, die vor den Luftzügen aufgespannt sind, benetzt, theils alle unreinen Theile, die noch etwa durch jene Tücher durchgedrungen sind, niedergeschlagen und von dem weiteren Aufsteigen abgeschnitten werden. In der wärmeren Jahreszeit, wo es sich mehr darum handelt, eine kühle Luft in dem Sitzungssaale zu erzeugen und die durch den Andrang der Menge entstehende Stickluft zu entfernen, bedient man sich dieser Springbrunnen allein und zieht durch den Canal, der, über dem Saale hinlaufend, nach dem obenerwähnten Schornstein ausmündet, die erfrischte Luft in den Raum herein. Soweit konnte ich diese Anstalt nach wiederholter eigener Anschauung beschreiben. Eine genauere Darstellung derselben verschaffte ich mir in den Beilagen sub VIII. a und b. Für den Mechaniker wird das Studium der gedruckten Brochüre, die Dr. Reed selbst verfaßt hat, nicht ohne Interesse sein. Doch giebt auch der deutsche Text, dem ich den

Rapport des Ingenieurs Manby beigefügt habe, in Verbindung mit den Zeichnungen der Brochüre, welche sich ziemlich von selbst erklären, wenigstens für den Laien eine genügende Erklärung. Der Erfolg dieser Anstalt hat den Wünschen vollkommen entsprochen, wobei ich mich auf das Zeugniß von mehren Personen, die als Parlaments-Mitglieder oder Minister den Sitzungen beizuwohnen und wiederholt in ihnen zu sprechen haben, berufen kann. Ich brauche aber wohl nicht erst darauf hinzuweisen, daß der, wenngleich mit einer erschöpfenden Beobachtung der natürlichen Bedingungen, und nicht ohne Scharfsinn erdachte Apparat, in seiner fast kolossalen Einrichtung außer Verhältniß mit dem Bedürfniß steht, um dessen Befriedigung es sich handelt. Die Kosten seiner Herstellung, Erhaltung und Anwendung mußten deshalb schon sehr bedeutend sein. Man behauptet, daß er dem Parlamentshause 8 bis 10,000 Pfd. St. gekostet habe. Nächstdem müßte man sich auch über die Inconvenienzen hinwegsetzen, die selbst seine äußere Form hat. Selbst in England, wo man mehr als anderswo das Aeußere dem Zweckmäßigen aufzuopfern bereit ist, giebt der thurmhohe Schornstein, der zur Abführung der Luft für unentbehrlich gehalten wird und auf keine Weise zu verbergen ist, bedeutenden Anstoß.

f) Price'sche Wasserkessel-Heizung.
Beilage IX. a. b. c. d.

Aus diesen Bedenken folgte die Vereinfachung dieses Systems, welche von dem Mechaniker, Herrn Price in London, mit Beibehaltung der ersten Heizungs-Mittel herbeigeführt worden ist. Die Pricesche Methode beruht daher, wie jene des Dr. Reed, auf dem Prinzip, die zu heizenden Räume mit einer Luft zu füllen, die, über einem Wasserkessel und vielen dünnen Wassergefäßen hinstreichend, die nöthige Wärme erhält und auf ähnliche Weise, wie im Parlamentshause, filtrirt und gereinigt werden kann. Sie unterscheidet sich aber von jener dadurch, daß der Apparat einfacher und kleiner ist und daher unvergleichlich weniger Raum, sowie weniger Bedienung und weniger Brenn-Material erfordert, ferner dadurch, daß der Abzugs-Schornstein völlig in Wegfall gebracht ist, weil der Umsatz der Atmosphäre durch das Aufstreben der erwärmten Luft und in der Decke angebrachte Züge sich von selbst macht, und endlich dadurch, daß die erwärmte Luft, ähnlich wie bei der bekannteren Luftheizung, in die betreffenden Räume durch Canäle geleitet wird, welche nach dem Bedürfniß zu schließen und zu öffnen sind. Die Beilage sub IX. a. giebt die Grundsätze, auf denen diese Methode beruht, sowie die Vortheile, welche sie gewähren soll, genauer an und enthält eine detaillirte Beschreibung derselben mit Plan und Grundriß (b c d). Dieser Aufsatz ist für unseren Zweck deshalb von speciellem Interesse, weil er eine, wenn auch nur oberflächliche, Beurtheilung der Systeme enthält, die ich bis hierher zum Gegenstand meines Berichtes gemacht habe. Es ist aber dabei nicht aus den Augen zu verlieren, daß der Verfasser desselben der Compagnon des Herrn Price ist, weshalb sein Urtheil über alle anderen Systeme sich nicht von aller Parteilichkeit frei hält und hier und da die Bedenken in einem etwas zu scharfen Lichte dargestellt werden. Weniger übertrieben scheint mir dagegen die Darstellung der Vortheile seiner Methode; wenigstens habe ich sie bei der Betrachtung des großen Saales im Zollhause zu Liverpool, soweit meine Beurtheilung hinreicht, bestätigt gefunden. Der Rauminhalt dieses mit einer hohen Kuppel versehenen Saales ist nahe an 400m. Kub.Fuß.

Dabei steht er so in der Mitte des Gebäudes, daß er an zwei Seiten mit sehr hohen Fenstern versehen ist und auf den beiden anderen Seiten seiner Aus- und Eingänge die großen, unmittelbar mit der Straße in Berührung stehenden Treppenhäuser neben sich hat. Da von der ab- und zuströmenden Menge die, mit keinen Schlössern versehenen, Thüren fast ununterbrochen in Bewegung gehalten werden, ist selbst bei geringer Kälte das individuelle Bedürfniß dieses Saales an Heizung sehr bedeutend. Man hat deshalb die Ausströmungen der erwärmten Luft in die möglichste Nähe der Plätze gebracht, die von den expedirenden Zollbeamten eingenommen sind. Die Wirksamkeit des Apparates in dieser Beziehung geht aus der Vergleichungsliste der äußeren und inneren Wärmegrade hervor, welche ich aus dem Journal, das über diese Anstalt gehalten worden, abgeschrieben und hier sub X. beigelegt habe. Als für unseren Zweck besonders vortheilhaft stellt sich aus dieser Liste der Umstand heraus, daß die Wärme des zu heizenden Raumes von der des Apparates im Verhältniß weit weniger differirt, als bei der gewöhnlichen Luftheizung, woraus zu schließen ist, daß man den Wärmegrad in den Sälen der Galerie leicht in seiner Gewalt behalten kann. Dazu kommt noch, daß, auch wenn nur wenig oder gar nicht gefeuert worden, ein, selbst für den Aufenthalt in diesen Räumen, genügender Wärmegrad sich lange noch erhalten hat. Ueber die Wirksamkeit des Apparates hinsichtlich der Abführung von verdorbenen Dünsten bei einem großen Zusammenfluß von Menschen habe ich selbst zwar keine Beobachtungen anstellen können, weil der große Saal in den Stunden meiner dortigen Anwesenheit nicht so gedrängt voll war, als es in anderen Jahreszeiten der Fall sein soll. Nach der Theorie kann man aber dieses Anführen kaum bezweifeln. Noch könnte dabei das Bedenken gehegt werden, daß die Strömung der Luft, welche zu diesem Behufe fast ununterbrochen stattfinden muß, die Wände vorzugsweise treffen und daher die schädlichen Elemente, die abgeführt werden sollen, an diesen sich sammeln und die Gemälde noch mehr angreifen könnten. Insoweit hierüber die Versicherung der betheiligten Ingenieurs und die theoretischen Betrachtungen, die ich anzustellen vermochte, von einigem Gewicht sein dürfen, kann ich jedoch die beruhigende Ueberzeugung aussprechen, daß die Ausmündungen der Canäle, sowie die damit correspondirenden Züge in der Decke in so großer Entfernung von den Wänden angebracht werden können, daß in dieser Beziehung keine Besorgniß zu nähren ist. Noch bleibt aber die Frage unbeantwortet, ob diese Methode genug Heizungskraft habe, um bei einem rigurosen Clima, wie das unsrige, der Kälte widerstehen und eine wenigstens milde Temperatur in den betreffenden großen Sälen erhalten zu können? Von der Seite der Erfahrung darf ich dafür leider nur wenig anführen. Denn ich selbst habe einen nur sehr geringen Kältegrad in Liverpool erlebt, und wiewohl die sub XI. beiliegende Liste aller derjenigen Anstalten, welche zur Zeit mit einem solchen Heizungs-Apparat versehen worden sind, sehr reichhaltig ist, so zeigt auf der anderen Seite die schon gedachte Vergleichungs-Tabelle über die Temperatur in und außer dem Saale des Zollhauses zu Liverpool, daß selbst in der kältesten Jahreszeit der Thermometer bei Weitem nicht so tief herunter geht, als es bei uns oft der Fall ist. Von der Seite der Theorie läßt es sich da-

7*

gegen wohl hören, daß die größere Kälte zugleich eine größere Effervescenz in der durchströmenden Luft hervorbringe, daß deshalb in den zu heizenden Sälen der Umsatz, bei dem es hauptsächlich auf die Vertreibung der schwereren kalten Luft ankommt, sich schneller und nachdrücklicher machen und also die Erzeugung von Wärme in höherem Maaße steigen müsse, als der natürlicher Weise zugleich zunehmende Aufwand an Brennmaterial. Ferner kann noch angeführt werden, daß im Allgemeinen das Heizungsbedürfniß von Sälen, die zur Aufbewahrung von Gemälden bestimmt sind, weit geringer ist, als das von dem mehrerwähnten Saale des Zollhauses, wo viele Individuen mit Büreau-Arbeiten beschäftiget sind, welche eine gewöhnliche Stubenwärme bedürfen. Dann würden noch außerdem die Räume eines neuen Gebäudes durchaus zu heizen sein, wodurch dann das Eindringen der kalten äußeren Atmosphäre ohnehin abgeschnitten und die Erzielung einer nur milden Temperatur gegenüber dem Saale in Liverpool, der der äußeren Luft im höchsten Grade exponirt ist, bedeutend erleichtert würde. Unter allen diesen Umständen scheint es mir von dem höchsten Interesse für unseren Zweck zu sein, daß mit der Price'schen Heizungsmethode gründliche Versuche angestellt würden, weil, insofern dieses letzte Bedenken gehoben werden kann, was ich kaum bezweifeln möchte, meines Erachtens keine Heizungsmethode für eine Gemäldegalerie zweckmäßiger sein könnte.

Zum Schluß dieses Theiles erlaube ich mir nur noch von einer Anstalt zu reden, die den ausschließlichen Zweck hat, in einem bestimmten Raume den radicalsten Umsatz der Luft zu bewirken. Sie befindet sich in dem Hauptpost-Bureau von London. Da die Posten bekanntlich so eingerichtet sind, daß sie alle am Ende eines jeden Tages ihre Abfertigung erhalten, so folgt daraus, daß in den Expeditionsstunden die Beamten alle zugleich in den dazu bestimmten Räumen beschäftigt sein müssen. Ihre Zahl beläuft sich bis gegen 500 Individuen. Die beiden Säle der Expedition, von denen der eine mit einer Galerie versehen ist, sind bei einer Breite von 50 Fuß und einer Höhe von 28 Fuß 80 bis 90 Fuß lang und werden von 4 bis 500 Gasflammen erleuchtet, die natürlich eine unerträgliche Wärme und Stickluft verbreiten. Die Anstalt, die zur Abhülfe dieses Uebels bestimmt ist, besteht aus einer Dampfmaschine von vierzig Pferden Kraft, welche die kalte atmosphärische Luft durch große, am Unterbau des Hauses angebrachte Canäle mittelst zweier Schaufelräder in einem weiten viereckigen Raum hereintreibt, von wo aus die kühle und gereinigte Luft durch engere Canäle in die oberen Räume dergestalt geleitet wird, daß sie sich in diese von oben nach unten ergießt und so in unglaublich kurzer Zeit diejenigen Elemente entfernt, welche die Respiration erschweren und verhindern. Von dem Erfolg dieser, im Verhältniß zu ihrem Zwecke, allerdings sehr großartigen Anstalt kann ich nur nach dem Bericht der betheiligten Beamten sprechen. Man versichert jedoch einstimmig, daß er allen Wünschen entspreche und es läßt sich nach der Theorie kaum etwas anderes vermuthen. Daß dagegen eine so kostspielige und hinsichtlich des Raumes so weit ausgedehnte Veranstaltung für ein Galerie-Gebäude, das übrigens den Erfordernissen und Ansprüchen, die an ein solches gemacht werden können, genügt, nicht passend sei, bedarf wohl kaum eines Beweises. Wenn dagegen, wie wohl kaum

zu hoffen ist, die Ansicht, daß die Gemälde-Galerie, sei es in dem alten Lokale oder auf einem anderen Platze in der Mitte der Stadt und ihrer schädlichen Ausdünstungen bleiben solle, die Oberhand behielte, so könnte freilich, wenn die Gemälde vor den atmosphärischen Einflüssen, die sie zur Zeit ihrem Untergange entgegenführen, nur einigermaßen geschützt werden sollen, eine solche oder eine ähnliche Anstalt, die in Verbindung mit einer guten Heizungsmethode auf Umsatz und Reinigung der Luft ununterbrochen hinwirkte, erforderlich werden. Es wäre aber dann in Betracht zu ziehen, daß eine solche Dampfmaschine oder eine nach Art der für das provisorische Parlamentshaus in London errichtete Anstalt schon ihrer Natur nach und selbst in ihrer unumgänglichen äußeren Erscheinung weder schicklich noch unbedenklich wäre. Ferner kann sie für den Zweck, den wir vor Augen haben müssen, im Vergleich zu einer an sich selbst gesunden und atmosphärisch guten Lage nur als ein dürftiger Nothbehelf betrachtet werden und, unter diesen ihre Rathsamkeit im höchsten Grade beschränkenden Bedingungen, würde sie in ihrer Anlage sowohl als in ihrer Unterhaltung einen so enormen Kostenaufwand erfordern, daß durch diesen Alles, was man, sei es aus wahrer Gewissenhaftigkeit oder dem Vortheil zu Liebe, durch Vermeidung eines anderen Platzes ersparen will, im Gewissen absorbirt oder der Betrag jener Ersparnisse doppelt und dreifach übersteigen werden würde.

---

ad D.

Unablässige zugleich und umsichtige Aufmerksamkeit auf das Gebäude sowohl, als die Sammlung.

1) Von der allgemeinen Administration.

Bei keiner Maßregel, die zur Verhütung des Schadens anzuwenden ist, welchen Zeit und Umstände den Gemälden zufügen, ist der Satz, den ich am Eingang dieses dritten Haupttheiles meines Berichtes aufstellte, mehr einschlagend, als bei denen, die unter dieser letzten Kategorie aufzuführen sein werden. Ich meine die Nothwendigkeit, auf individuelle und örtliche Bedingungen Rücksicht zu nehmen. Es versteht sich von selbst, daß jeder, der ein Gemälde unter ungünstigen atmosphärischen Bedingungen gut bewahren will, eine größere Sorgfalt und Aufmerksamkeit darauf verwenden muß, als wer dieselbe Aufgabe bei günstigeren Vorbedingungen hat. Habe ich in dem zweiten Theile meines Berichtes darauf hingedeutet, wie die umgebenden Bedingungen an Lokalität und Atmosphäre in jedem der Länder, die ich durchreist habe, sich anders gestalten, und in keinem mit den für unsere Sammlung wesentlich einschlagenden genau übereinstimmen, so möchte ich noch hinzufügen, daß diese Umstände an keinem Ort für den betreffenden Gegenstand sich so ungünstig gestalten als bei uns. Bei der in keiner Stadt so sehr als in Dresden vorherrschenden nachtheiligen Ausdünstung der Latrinen, bei dem allgemein angewendeten bedenklichen Material der Sandsteine, bei der mehr als in Holland, Bel-

gien, England und Frankreich auf und niedersteigenden Temperatur an Kälte und Hitze, bei der Vernachlässigung der Vorkehrungen gegen den allgemeinen Straßenstaub, sowie gegen den Absatz, den der Steinkohlenruß bildet, müssen wir daher das Gebäude in allen Theilen, die den Zugang dieser Elemente gestatten und befördern, mehr und aufmerksamer beobachten, als dieß anderswo erforderlich ist. Kleine Beschädigungen an den Wänden, Thüren, Fenstern und dergleichen mehr, sind für uns von höherem Belang als für andere. Selbst die einfache Maßregel, ob Thüren und Fenster zu öffnen und zu schließen sind, muß bei uns ein Gegenstand der größeren Aufmerksamkeit und Besonnenheit sein, als es unter günstigeren atmosphärischen Bedingungen der Fall sein würde. Dieselbe erhöhte Genauigkeit in der Sorge und Pflege ist in Bezug auf die Sammlung selbst unentbehrlich. Dazu tritt aber ferner die Individualität derselben. Der Werth von vielen seltenen und in ihrer Art einzigen Kunstwerken ist schon an sich selbst eine Veranlassung mehr, die Aufmerksamkeit und Sorgfalt in ihrer Pflege zu verdoppeln. Diese erhöhte Verbindlichkeit findet ihren Grund nicht blos in der persönlichen Liebe und Verehrung derjenigen, die mit ihrer Bewahrung beauftragt sind, sondern auch in dem Antheil, den die ganze Welt an ihnen nimmt. Der Unterschied, den ich hier berühre, fängt bei dem bedeutenden Unterschied an, der zwischen einer Privatsammlung und einer öffentlichen Galerie zu machen ist. Dem Privatsammler wird es leicht, vieles zu vermeiden und zu verhüten, was die öffentliche Sammlung nicht blos dulden, sondern sogar veranlassen muß. Der Zudrang der Menge, den der Privatmann unter den bereitesten Vorwänden und Entschuldigungsgründen abhalten kann, muß in der öffentlichen Galerie geduldet, ja, ich möchte fast sagen, begünstigt werden. Mit diesem Umstand sind sofort Rücksichten und Vorsichtsmaßregeln, die der Privatliebhaber mit Leichtigkeit nehmen und ausführen kann, völlig unmöglich gemacht. Es entstehen dadurch Uebelstände, die den Privatsammlungen völlig fremd sind, und es erwachsen dadurch den Verwaltern einer öffentlichen Sammlung Verbindlichkeiten und Verpflichtungen, die für jene fast gar nicht, oder doch nur in geringem Maße bestehen. So wird z. B. kein Mensch wollen, daß unsere Gemälde in den bedenklichsten Jahreszeiten eben so hermetisch verschlossen, mit Tüchern und Kasten bedeckt werden, als die Stücke, die sich in den Privatsammlungen reicher Engländer befinden. In Blenheim werden die Gemälde nur zu einer gewissen Stunde in den trockenen Jahreszeiten gezeigt und auch in dieser Periode verschlossen gehalten, sobald regnerisches und schmutziges Wetter einfällt, und zu befürchten wäre, daß die höchstens fünfzehn bis zwanzig Schaulustigen, die sich melden, mit durchnäßten Kleidern oder schmuzigen Schuhen und Stiefeln eintreten könnten. In Chatsworth besteht dieselbe Einrichtung. Die Privat-Sammlungen, die in London sich befinden, werden nur in den trocknern Jahreszeiten aus besonderer Begünstigung den wenigen Personen gezeigt, die sich zu dem Behuf bei dem Haushofmeister melden und dann unter seiner Aufsicht die Säle möglichst schnell durchstreifen. Wir müssen uns dagegen gefallen lassen, daß in den Stunden, wo unsere Sammlung geöffnet ist, ohne Unterschied, ob viel oder wenig Staub, Schmuz und Nässe von ihnen hereingetragen wird, nicht blos Hunderte, sondern oft Tausende in unsere

Säle strömen. Die Maßregel, daß am Eingange derselben jeder Eintretende dazu angehalten wird, die Füße abzustreichen und vom Staube zu reinigen, so unerläßlich sie ist, kann nur das Uebel mindern, nicht aber aufheben. Der weit bedenklichere Umstand, daß durch die in dem eingeschlossenen Raume zusammengedrängte Menge die Luft in kurzer Zeit so verdorben wird, daß nach einem starken Besuch an einem öffentlichen Tage jedes nur einigermaßen empfindliche Bild angelaufen ist, kann dadurch weder aufgehoben noch gemildert werden. Wird er gleich überall bemerkt und beklagt, so sind wir (mit Ausnahme der Galerie im Louvre) vor allen anderen Galerien gewiß im höheren Grade damit belastet, weil, mit wenigen Ausnahmen, an keiner der allgemeine Antheil genommen wird, als an der unsrigen.

Da die Frage, „warum früher über den bedenklichen Zustand unserer Galerie die Klagen nicht geführt worden, die man jetzt so laut erhebe," häufig wiederholt worden, halte ich es nicht für nutzlos, auch in dieser Beziehung darauf zu antworten. Bis zum Jahre 1815 war die königliche Sammlung kaum eine öffentliche zu nennen. Sie wurde von den Inspectoren denjenigen zur Beschauung und zum Studium geöffnet, die ihnen als Liebhaber, Kenner und Jünger der Kunst bekannt waren. Auch nach den von dieser Zeit an gewährten größeren Freiheiten kann man kaum sagen, daß sie den Character einer für das allgemeine Publikum offenstehenden Galerie sofort erlangt habe. Nach eigener Erfahrung kann ich bezeugen, daß, selbst als im Jahre 1817 der erste vollständige gedruckte Katalog erschien, wodurch eine leichtere Auffindung der einzelnen Meister als durch den Abregé de la vie des peintres etc. ermöglicht wurde, der Besuch der Galerie so mäßig und bescheiden war, daß man sich selten mit etwa dreißig bis funfzig Personen zugleich dort fand, oft aber in den weiten Sälen recht einsam herumwandern konnte. Die allerdings höchst verdienstliche Veröffentlichung unserer Sammlung kann man im Grunde erst von etwa 1826 an datiren, von wo an der Antheil und Besuch aber auch immer im Wachsen gewesen ist. Unter solchen Umständen sollte man sich über zweierlei nicht wundern. Zuerst ist es keineswegs überraschend, daß viele Personen mehr bemerkt haben, als Wenige. Es ist eben so natürlich, daß die wenigen Personen, die sonst aus Gefälligkeit und oft aus persönlicher Protection eingelassen wurden, bescheidener und rückhaltender urtheilten, als die Vielen, welche ohne Ansehen der Person, gleichwie in Folge eines juris quaesiti die Sammlung durchstreiften. Daß sonst die Mehrzahl der Besucher weit mehr in die Kategorie der Kenner gehörte, als jetzt, wo wir unter ihnen den größeren Theil nur nach momentaner Unterhaltung, nach Befriedigung einer höchst oberflächlichen Schaulust oder Neugierde streben sehen, ist eben so wenig ohne Bedeutung, weil die Ansprüche dieser Letzteren oft weit höher gespannt sind, als jener Unterrichteteren, die genauer wissen, was sie von alten, unter mancherlei Uebelständen schwer zu bewahrenden Gemälden fordern dürfen. Soweit ließe sich die Frage von dieser Seite beantworten. Es geht aber aus dieser Antwort hervor, daß viele Uebelstände, an denen unsere Sammlung leidet, auch schon damals, wo sie dem größeren Publikum noch nicht in die Augen leuchteten, vorhanden waren. Beweise dafür finden sich in Burtin traité sur les connaissances qui sont nécessaires à un amateur et connaisseur de ta-

bleaux, ein Werk, das schon vor etwa 50 Jahren erschien, und in jener Zeit den ganzen Zorn des damaligen Inspector Riedel auf den Verfasser lenkte. Leider verhinderte diese Leidenschaftlichkeit ein genaueres Eingehen in die gerügten Uebel und deren Abhülfe. Fernere Beweise finden sich in mehren in den Jahren 1816 und 17, theils vom Herrn Professor und Director Hartmann, theils von Herrn von Quandt an den damaligen General-Intendanten der Sammlungen abgegebenen Aufsätzen. Andere Thatsachen werden weiter unten angeführt werden. Zweitens muß aber auf jene Frage geantwortet werden, daß manche Uebel erst durch jene Veröffentlichung hervorgerufen oder mindestens gesteigert worden sind. Dazu gehört denn namentlich der Umstand, daß ein großes Publikum den Staub, der unter allen Umständen in Räumen, welche so eingerichtet und gelegen sind, wie die unsrigen, sich immer finden wird, mehr in Bewegung setzen, daß es mehr Staub und Unreinigkeiten in dieselben hineintragen und daß es ferner eine weit größere Verderbniß der Atmosphäre bewirken muß. Alle diese Uebel, als mit der Oeffentlichkeit unzertrennlich und unvermeidlich, legen der Administration weit höhere Verbindlichkeiten und Lasten auf, als früher für dieselben bestanden. Hätte daher in den letzten funfzehn bis zwanzig Jahren dieselbe Sorgfalt, die neben manchen Mängeln in anderer Hinsicht der Riedelschen Inspection nicht abzusprechen ist, auf die Reinhaltung und Aufsicht der Galerie verwendet werden sollen, so wäre das Personal, das dem Inspector zu diesen Arbeiten zu Gebote stand, auch nicht im Entferntesten ausreichend gewesen.

Von den unteren Galerie-Beamten.

Daß selbst das nach dem allerhöchsten Beschluß vom vergangenen Jahre vermehrte Personal der unteren Beamten, zu denen auf anderen Sammlungen zu diesem Zwecke Angestellten noch immer in höchst untergeordnetem Verhältniß steht, wird aus dem, was ich in Folgendem zu berichten habe, hervorgehen.

In Frankfurt am Main sind für 333 in 4 Zimmern aufgehängte Gemälde zwei Aufwärter angestellt, welche zugleich die anstoßenden Gipssäle und die 3 Zimmer, in denen Kupferstiche und Handzeichnungen aufgehängt sind, zu beaufsichtigen haben. Allwöchentlich wird an einem dazu bestimmten Tage das Lokal der Sammlung gründlich gereiniget, welches Geschäft von den Aufwärtern und dem Hausmann unter Beihülfe weiblicher Arbeiter verrichtet wird.

Im Haag, bei der Sammlung im Prinz Moritz-Huys, sind für 287 Gemälde zwei Aufwärter angestellt, denen bei der allwöchentlich vorzunehmenden gründlichen Reinigung des Lokals der Aufwärter aus der im unteren Stock befindlichen ethnographisch-historischen Sammlung zur Hand geht.

In Amsterdam sind für 415 in zwei Etagen aufgestellte Gemälde nur drei wirkliche Aufwärter angestellt, die aber bei der allwöchentlich anzustellenden Reinigung des Lokals nur die feineren Arbeiten an den Rahmen der Gemälde verrichten und die gröberen, die von Lohnarbeitern versehen werden, beaufsichtigen.

In London bei der National-Galerie sind zwei Custoden für 177 Gemälde angestellt, denen bei der täglichen Reinigung des Lokals der Hausmann zur Hand geht.

Der Direction der Galerie im Louvre stehen für 1402 Gemälde etliche und 60 Livreediener zu Gebote, die in Brigaden zu vier bis fünf Individuen, eine jede, vertheilt und nach dieser Eintheilung dergestalt für eine bestimmte Abtheilung von Gemälden verbindlich gemacht sind, daß, wenn in dieser ein Schaden entsteht, der der Vernachlässigung oder Schuld eines von der betreffenden Brigade zur Last zu legen ist, diese in solidum dafür haften und ihn nach Umständen ersetzen muß. Diese Dienerschaft hat daher alle Geschäfte zu besorgen, die zu den currenten Arbeiten zu rechnen sind, wie z. B. das allgemeine Reinigen des Lokals, der Rahmen, Wände, das Frottiren der Fußböden, die Heizung, ferner das etwa nöthige Aufhängen und Abnehmen der Gemälde, die Hülfreichung an Copirende und dergleichen mehr. Es muß aber zur Erklärung der allerdings unverhältnißmäßig großen Zahl der Dienerschaft daran erinnert werden, daß die Galerie des Louvre zugleich als Ausstellungssaal benutzt wird. Dadurch werden in der betreffenden Zeit und zwar alljährlich für die Dauer von ungefähr drei Monaten Arbeiten nöthig, die mit unseren Bedürfnissen in keinem Verhältniß stehen. Auch soll dann, wie sich das leicht denken läßt, der Zudrang so groß sein, daß die Aufsicht sowohl, als Reinhaltung sehr viele Personen erfordert.

Stellen wir aber einen Vergleich an zwischen den zuerst genannten kleinen Sammlungen und der unsrigen, die gegen 2000 Gemälde zählt, so ergiebt sich schon daraus, daß die Zahl von 4 Livreedienern und einem Galerieschreiber für unsere Bedürfnisse zu gering ist.

Diesen Personen läge (wenn anders unsere Administration mit der auf anderen Sammlungen gleichen Schritt halten wollte), die Verbindlichkeit ob:

Allgemeine Reinhaltung des Locals.

a) für die allgemeine Reinhaltung des Lokals zu sorgen, d. h. den Fußboden, die Fenstergewände und die Lambrien zu kehren und ersteren zu frottiren.

Hierüber glaube ich nichts weiter hinzufügen zu müssen, weil alle Mitglieder des Comité die Nothwendigkeit dieser Verrichtung anerkannt haben und in Folge dessen die Anstellung eines Frotteurs genehmigt worden. Daß in Amsterdam der Fußboden mit weißem Sande bestreut ist, kann als eine der seltsamsten Curiositäten wohl kaum dazu beitragen, von jenem einmal betretenem besseren Wege abzugehen.

Abfegen der Wände und Bilderrahmen, Abstäuben der Gemälde.

b) Ferner sollten sie tagtäglich die Wände mit Borstbesen und die Bilderrahmen und Bilder mit Federwedeln abstäuben.

Diese Maaßregel, wiewohl sie von allen Directoren der Sammlungen, die ich auf meiner letzten Reise besuchte, für unbedingt nöthig gehalten wird, hat bei uns zeither noch manchen Widerspruch gefunden. Ich habe dagegen anführen hören, daß der Staub, der sich einmal an den Wänden und Rahmen gelagert habe, so lange er dort bleibe, keinen Schaden mehr thue, es sei daher besser, ihn in seiner Ruhe zu lassen, als ihn durch das Abfegen von Neuem in Bewegung zu setzen, und dadurch zu veranlassen, daß er auf die Gemälde selbst falle. Darauf erwiedere ich, daß erstens der Staub, wenn er sich anhäuft, allerdings Schaden thut, der sich nicht auf den kleinen Fleck beschränkt, welchen er gerade einnimmt, sondern in seiner Nachbarschaft weiter und weiter um sich

8

greift. Der Grund davon liegt darin, daß der Staub in sich selbst schon den Keim der Verwesung und Zerstörung trägt, und überdieß noch durch die Elemente, die ich allzu oft erwähnt habe, um sie von Neuem aufzuführen, dieser passiven und activen Auflösung noch mehr entgegengeführt wird. Ferner widerspreche ich der Thatsache, daß der Staub der sich an Wänden und Rahmen oder sonstigen Vorsprüngen einmal gelagert hat, ruhig liegen bleibt, wenn er nicht abgefegt wird; vielmehr genügt der gelindeste Luftzug, um seine feinsten und mithin gefährlichsten Theile in Bewegung zu setzen. Endlich aber kann das Abfegen desselben nur dann für die Gemälde von der großen Bedenklichkeit werden, die von den Vertheidigern der entgegengesetzten Meinung als Moment gebraucht wird, wenn er sich lange hat aufsammeln dürfen. Wird er aber in seiner ersten Entstehung täglich entfernt, so wird er nie zu der Masse anwachsen, aus welcher bei seiner Entfernung die dichten Wolken entstehen, die dann allerdings wieder viel ablagern und die Bilder befallen müssen. Auch wird er dann nie in den Zustand der Verwesung und Verrottung übergehen, der ihn am gefährlichsten macht. Hiernächst ist das Bedenken erregt worden, daß die, wiewohl nur sanfte Berührung der Bilderrahmen und der Gemälde selbst mit den Federwedeln, wenn sie täglich wiederkehren solle, schon an sich selbst Schaden zufügen könne. Es bedürfe besonders bei starken Abblätterungen, ja nur bei theilweiser Erhebung und Ablösung der Farbe von der Leinwand oder vom Holze oft nur der leisesten Berührung, um den nur im Entstehen begriffenen Schaden zur Vollendung zu bringen und das Herabfallen der Farbe zu veranlassen. Ueberdieß sei es kaum zu vermeiden, daß die Fahrläßigkeit der Aufwärter hier und da durch Anstoßen und dergleichen mehr einen neuen und größeren Schaden veranlasse, als der Staub bewirken könne. Hierauf habe ich zu entgegnen, daß erstens Gemälde, die so krank sind, daß sie selbst oder ihr Rahmen nicht einmal vom Federwedel berührt werden dürfen, in den Sälen einer gut bewahrten und gut administrirten Gemälde-Galerie gar nicht ausgestellt, sondern zu ihrer Heilung schon in das Restaurations-Atelier geschafft sein müßten. Das ist eben einer der hauptsächlichsten Zwecke, die mit derartigen Reinigungsmaßregeln zugleich erreicht werden sollen, daß kein Gemälde, und auch nicht das werthloseste, einen Tag aus den Augen verloren werde. Der aufmerksamste Director einer Sammlung, und enthielte diese auch nur einige hundert Stücke, kann bei dem bloßen Durchgehen der Säle nicht jeden Schaden in seiner Entstehung entdecken. Wenn er auch das geübteste Auge hätte, so würde dieß durch die Gewohnheit bald abgestumpft werden. Die Diener aber, die tagtäglich nach den ihnen angewiesenen Districten jeden Rahmen und jedes Gemälde abkehren müssen, können, insofern sie ihr Geschäft treu und ordentlich versehen, auch die kleinsten Schadhaftigkeiten an denen ihnen untergebenen Gemälden bemerken, und sind deshalb verbindlich zu machen, jede Veränderung an demselben sofort zu melden. Dieß ist das Prinzip, das in der Galerie des Louvre die jetzige Einrichtung begründet hat, und zur Richtschnur dient. Die Inspectoren sind zwar hinsichtlich ihrer Anwesenheit in der Galerie an keine bestimmte Zeit gebunden, man erwartet aber von ihnen, daß sie so oft als möglich die Sammlung durchgehen. Von den Restauratoren ist täglich einer

im Dienst oder an der Reihe, die Galerie durchzusehen. Die betreffenden Aufwärter haben sie von ihren Wahrnehmungen in Kenntniß zu setzen, und — in dringenden Fällen — bis zur weiteren Beschlußnahme der Direction ihre Anweisungen zu befolgen. Allwöchentlich wird die Galerie von der Direction, die aus dem Director, den Inspectoren, dem Conservateur und nach Umständen aus einigen der Restaurateurs-artistes besteht, revidirt; bei dieser Gelegenheit kommen die im Lauf der Woche gemachten Wahrnehmungen zur Sprache und zur Entscheidung. Damit hängt zugleich zusammen, was ich ferner auf das zuletzt geäußerte Bedenken zu antworten habe. Weil die untersten Beamten in gewissen Corporationen für die ihnen untergebenen Gemälde haften und im Fall eines durch sie veranlaßten Schadens denselben vertreten und ersetzen müssen, betreiben sie die übertragenen Geschäfte mit der größten Gewissenhaftigkeit und Vorsicht. Der Conservateur hat mir versichert, daß seit seiner zehnjährigen Amtsführung nur ein bedeutender Schaden durch diese Unterbeamten veranlaßt worden. Es sei durch ihre Nachlässigkeit ein, zum Glück nicht überaus kostbares Bild so sehr verletzt worden, daß der Schaden sich auf 1500 Frank belaufen habe. Diese Summe müsse von den gesammten Mitgliedern der betreffenden Brigade ersetzt werden, und, wiewohl schon mehre Jahre seitdem vergangen, erleiden noch heute einige derselben Besoldungsabzüge, um die Summe allmälig zu decken. Dieser Vorfall, als ein abschreckendes Beispiel für alle andere, habe die Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Vorsicht so sehr erhöht, daß seitdem nicht die geringste Vernachlässigung wieder vorgekommen sei. Noch würde jenem Bedenken zu entgegnen sein, daß die leise, kaum fühlbare Berührung des Bildes mit einem Federwedel, auch wenn sie tagtäglich wiederholt wird, in gar keinen Vergleich zu bringen ist mit der Berührung, die nöthig wird, wenn man den Staub Wochen und Monate lang auf demselben hat ruhen lassen, und die dann keineswegs sanft sein kann, sondern sogar noch mit Hülfe eines, mindestens mit Wasser benetzten Tuches oder Schwammes geschehen muß. Am Wichtigsten ist dabei, was bisher noch gar nicht erwähnt worden, daß ein Ueberzug von Staub, der sich nur eben erst gemacht und nur wenige Zeit auf der Oberfläche gelegen hat, von sehr geringem Belang, ein solcher aber, der, zumal bei den übrigen, auf der Oberfläche des Gemäldes nachtheilig einwirkenden Elementen Tage- und Wochenlang darauf gelegen, weit bedenklicher ist und für die Existenz des Gemäldes viel größere Gefahren herbeiführt, als das leichte Abfegen desselben. Muß ich sonach die, gegen eine solche Maaßregel, seither aufgestellten Bedenken für erledigt ansehen, so kann ich doch eine Schwierigkeit nicht übergehen, welche in der Lokalität unserer Galerie begründet ist. Sie besteht in der in jeder Hinsicht unzweckmäßigen und beklagenswerthen Höhe unserer Säle. Durch die neue Aufstellung ist allerdings so viel gewonnen, daß wenigstens in der äußeren Galerie die Mehrzahl der Gemälde nicht mehr in einer unerreichbaren Höhe hängen. Aber es bleibt immer noch schwer und ohne Hülfe von großen und unbequemen Leitern und Maschinen unmöglich, an die äußerste Höhe der Wände zu gelangen. Demungeachtet gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß — wenngleich mit einigen Kosten — die Mittel gefunden werden, um diese Maßregel auszuführen. Nach meiner

8*

schwachen Ansicht kommt es vor allem andern darauf an, daß man sich von der unerläßlichen Nothwendigkeit derselben überzeuge, und das sollte wohl für jeden, der die Galerie nur einigermaaßen genau beobachtet, nicht schwer halten. Ist aber die Nothwendigkeit anerkannt, so werden die Mittel zu Befriedigung dieses Bedürfnisses, so lästig und unbequem sie auch auf den ersten Blick scheinen können, sich unter einem andern und weit milderen Lichte darstellen.

Auf- und Abhängen von Gemälden.

c) Die dritte Obliegenheit der Custoden oder Diener besteht im Auf- und Abhängen der Gemälde.

Da dieß Geschäft mit der Art und Weise, wie das Copiren gestattet und betrieben wird, wenigstens bei uns unmittelbar zusammenhängt, so erlaube ich mir, das, was ich auf anderen Sammlungen darüber bemerkt habe, hier einzuschalten.

Bemerkungen über das Copiren.

Auf keiner derjenigen Galerien, die ich auf meiner letzten Reise besucht habe, wird zu dem Ende ein Gemälde von der Wand genommen. In den holländischen Galerien wird im Allgemeinen so wenig copirt, daß die deßfalsigen Ansprüche leicht zu befriedigen sind. Möglich ist es — worüber ich nicht genaue Rechenschaft geben kann — daß die Genehmigung dazu nur in wenigen Ausnahmen ertheilt und vielleicht von besonderen Bedingungen abhängig gemacht wird, die nur wenige erfüllen können. In Belgien war mir auch für eine derartige Beobachtung die Jahreszeit entgegen und ich kann daher keine Rechenschaft davon geben. In Paris aber und in London wird sehr viel copirt. Man hat deshalb in der National-Galerie zu London, denen, die copiren wollen, drei Tage in der Woche ausschließlich eingeräumt und öffnet die Sammlung für das allgemeine Publikum nur in den drei ersten Tagen der Woche, wo dann vor keinem Bilde eine Staffelei stehen darf. In Paris wird bekanntlich in allen Wochentagen copirt, und, wiewohl man in Folge der Legitimation durch den Paß die Galerie täglich besuchen kann, wird sie doch nur Sonntags für das ganze Publikum eröffnet. Man sieht deshalb während der Wochentage vor einem Gemälde oft mehre Staffeleien stehen, wodurch, wiewohl das Original seinen Platz an der Wand behält, fast derselbe Uebelstand, wie bei uns, daß man nämlich dasselbe nicht sehen kann, veranlaßt wird. Gewiß ist die Frage, wie weit eine Galerie-Direction mit der Gestattung des Copirens gehen dürfe, eine der kitzlichsten und bedenklichsten. Wäre das Copiren von Meisterwerken auf eine Linie mit deren Studium zu stellen, so würde die Entscheidung wohl schwerlich anders ausfallen können, als daß es mit möglichster Liberalität zu gestatten und selbst zu begünstigen sei. Dieß ist aber keinesweges der Fall. Denn so ersprießlich, ja unentbehrlich dem Künstler zu seiner Ausbildung das Nachbilden von großen Originalen ist, so bleibt es dem wahren Künstler doch immer nur Mittel und darf ihm niemals zum Zweck werden. Daraus folgt, daß er nur zum Theil, ja wenn er nur einigermaßen ausgebildet ist, zu einem nur sehr geringen Theile seine Zeit darauf verwenden wird. Wenn er daher auch möchte, so kann er sich auf so zeitraubende Arbeiten, wie die Copie unseres Raphael oder eines unserer Correggio's sein müßte, nur sehr selten einlassen. Der Schüler aber kann sich an solche Meisterwerke, wenigstens um sie vollständig nachzubilden, nicht

wagen. Wir müssen also die Lust und Neigung zum Copiren mit nur sehr wenigen Ausnahmen anderen Motiven als dem Streben nach gründlicher und wahrhaft künstlerischer Ausbildung zuschreiben. Diese Motiven sind theils der Broderwerb, theils eine Liebhaberei, die über den Wunsch der oberflächlichsten Befriedigung zwar hinausgeht, aber deshalb noch lange nicht in den tiefsten Ernst wahrer Kenner- und Künstlerschaft eingehen mag oder kann. Für das erste Motiv spricht allerdings die Humanität. Es liegt sehr nahe, daß eine Galerie-Direction sich sage, „warum sollte ich dem und jenem Techniker eine Unterstützung nicht gewähren, mit welcher ich ihn und seine Kunden bereichere, ohne irgend Jemand wesentlich zu berauben oder zu beeinträchtigen?“ Auch eine andere Regung kommt dem Copisten zu Statten. Ich meine das Wohlgefallen, das jeder, der an einer ihm untergebenen Sammlung lebhaften Antheil nimmt, dadurch empfinden wird, daß die einzelnen Stücke derselben in der ganzen Welt möglichst bekannt, gerühmt und verehrt werden. Ich kann wenigstens meines Theils nicht leugnen, daß es mir oft zur Genugthuung gereichte, wenn ich in weiter Entfernung von Dresden nur leidliche Copien von einem und dem anderen unserer Meisterwerke wiederfand. Diesen Rücksichten aber stellt sich die weit ernstere entgegen, daß der Copist, sobald er nur als solcher sich auszubilden sucht, und nur auf diesem Wege sein Glück zu machen strebt, dem ersten und höchsten Princip der Kunst geradezu entgegen handelt, da er die Begeisterung und Erfindung nicht allein nicht ausbildet, sondern vielmehr allmälig in sich niederdrückt und zerstört. Viel besser steht es auch um den Dilettanten nicht, der nur ein Andenken von dem oberflächlich gesehenen mitnehmen will. Zu diesem Bedenken tritt ferner das, daß man, um dem, gleichsam nur in der Vorhalle des Tempels der Kunst sich umtreibenden gefällig zu sein, die betreffenden Werke dem Auge derjenigen entzieht, die durch deren Anschauen sich auf eine edlere Weise belehren, aufklären und bilden wollen. Denn gewiß wird der wahre Künstler und Kenner von einem Meisterwerke schönere und edlere Früchte erndten, wenn er dasselbe in seinen Geist aufzunehmen, als wenn er es mit mechanisch peinlichem Fleiße nur in materieller Hinsicht nachzubilden sucht. Wägen wir nun diese beiden Rücksichten gegen jene ab, so wird das Resultat für den Copisten keinesweges unbedingt günstig sein. Wir werden besonders bei einer Sammlung, die so ausgezeichnet reich an berühmten Meisterwerken ist, mit der Ertheilung zur Genehmigung nur sehr sparsam sein können, und dürfen, meines Erachtens, das Copiren fernerhin nicht mehr so begünstigen, als es bisher geschehen ist. Daher möchte ich wohl den Wunsch aussprechen, daß die Anzahl derjenigen Gemälde, die für einen Copisten niemals von der Wand entfernt und derjenigen, die nur aller zwei Jahre copirt werden dürfen, weiter ausgedehnt werden möge.

Außer dem Copiren kann ferner die Herstellung des Gemäldes dessen Abnahme von der Wand erfordern. Endlich wird es nöthig sein, in gewissen Intervallen jedes Gemälde wenigstens soweit von der Wand abzunehmen, als genügt, um den Staub, der sich an seiner Rückseite und der von ihm bedeckten Wand aufgesammelt hat, zu entfernen. Beiläufig sei hier bemerkt, daß zu diesem Behuf bei der Erbauung eines neuen Museums

es kaum zu umgehen sein wird, alle Gemälde, die nicht von einem Manne mit Leichtigkeit abzunehmen sind, mit Scharnieren zu versehen, die aber wo möglich zu keinem anderen, als den oben angedeuteten Zwecke bewegt werden dürfen. Denn allerdings ist das Bedenken, daß bei häufigem Hin- und Herbewegen und besonders unvorsichtiger Handhabung, namentlich Leinwand-Gemälde einer nicht gleichgültigen Erschütterung ausgesetzt werden, nicht ohne Grund. Dieses Geschäft des Auf- und Abhängens der Gemälde wird in der Galerie des Louvre eben so, wie das allgemeine Reinigen nur von den Personen verrichtet, denen die betreffende Abtheilung untergeben ist. Auch ist es wohl der Billigkeit angemessen, daß wenn die Aufwärter für die bestimmte Anzahl der ihnen zugewiesenen Gemälde verantwortlich sein sollen, so lange sie sich in den Sälen befinden, Niemand weiter daran rühren darf als sie selbst. Es erklärt sich daraus zugleich, warum bei einer Sammlung, die so große Stücke, wie die Dresdner, Pariser und Münchner Galerie hat, nicht ein einzelner Aufwärter für eine gewisse Abtheilung anzustellen ist, sondern mehreren dieses Geschäft in solidum übertragen werden muß, weil der Fall sehr häufig vorkommen kann, daß ein Gemälde abgenommen werden muß, das von einem Mann allein nicht zu handhaben ist. Es müßten dann (im entgegengesetzten Falle) die Aufwärter verschiedener Sectionen oder Brigaden zusammenhandeln, ohne daß eine solidarische Verpflichtung gegen sie geltend gemacht werden könnte.

Aufsicht an öffentlichen Tagen.

d) Viertens sollen jene Diener die Verpflichtung haben, während der öffentlichen Stunden die Beschauer und Copirenden zu beaufsichtigen.

Dieses, in doppelter Hinsicht schwierige Geschäft gehört gewiß zu den schwersten Verpflichtungen derartiger Beamten, und wird um so schwerer, je höher eine Sammlung im Rufe der Welt steht. Man darf nicht vergessen, daß eine berühmte Sammlung der Zahl nach von viel mehr Personen besucht wird, denen der wahre Werth derselben völlig fremd und mehr oder weniger gleichgültig ist, als von solchen, die denselben kennend, sie mit Ehrfurcht und Achtung vor den aufgestellten Werken betreten. Unkunde, Zerstreutheit, Uebereilung und andere an sich völlig harmlose Beweggründe können bei jenen oft zu der Beschädigung eines Bildes Anlaß geben, die sie selbst kaum bemerken, oder doch in ihrer Ausdehnung nicht zu bemessen vermögen. Aber auch solche, die sich für Kenner halten, sind oft in einer momentanen Aufregung, oft wieder in verblendeter Anmaaßung in ähnlichem Falle. Ja selbst von Künstlern werden zuweilen Unbescheidenheiten begangen, die von keiner gewissenhaften Direction geduldet werden dürfen. So kann also ein Custode, will er seinen Platz ganz ausfüllen, niemals in der gespanntesten Aufmerksamkeit nachlassen. Er muß sie vielmehr ohne Unterschied des Ranges und Standes der einzelnen Personen immer wach zu erhalten suchen, ohne durch die Ausübung seiner Pflicht das Publikum zu belästigen. Hieraus geht die Nothwendigkeit hervor, daß die Grenzen der Abtheilung, die er übersehen soll, nicht zu weit ausgedehnt sein dürfen. Es zeigt sich aber auch in dieser Beziehung wieder die Zweckmäßigkeit der Einrichtung im Louvre. Denn wollen wir von einem Custoden verlangen, daß er diesen

allerdings nicht geringen Ansprüchen genügen soll, so ist es fast unmöglich, daß er in den vier bis fünf Stunden, während denen die Sammlung geöffnet ist, auf dem betreffenden Punkte allein aushalte. Er muß von seinen Collegen sich ablösen lassen und diesen eben so trauen können, wie sich selbst.

Aus dem Allen geht, meines Erachtens, die Wahrheit des oben Gesagten, daß selbst die zur Zeit bei der königlichen Galerie angestellten vier Diener dem Bedürfnisse noch keineswegs genügen können, sattsam hervor. Sollte man mir dennoch einhalten, daß man bis jetzt noch mit ihnen ausgekommen sei, daß die Arbeiten, die man von ihnen habe verlangen können, noch zur Genüge verrichtet, daß ferner in Bezug auf die Beaufsichtigung noch kein wesentlicher Mangel bemerkt worden, so muß ich dagegen erwiedern, daß allerdings von den vier zur Zeit angestellten Dienern nicht wesentliche Versäumnisse verübt, daß aber auch Vieles von ihnen nicht verlangt worden, weil man von Haus aus einsah, daß sie es nicht leisten konnten. Daß ferner die Folgen der jeden Falls zu geringen Beaufsichtigung sich zur Zeit noch nicht in besonders schmerzlichen Verlusten und Schäden gezeigt haben, sehe ich nur für einen glücklichen Zufall an, den wir vielleicht zum Theil dem im allgemeinen bescheidenen und ruhigen Wesen des hiesigen Publikums zu danken haben, auf den wir aber schon deshalb nicht mit Bestimmtheit immer fort rechnen dürfen, weil die Mehrzahl der die Galerie besuchenden Menge aus Fremden von den verschiedensten Qualitäten besteht. Noch könnte endlich erwiedert werden, daß, wenn man auch für die sechs bis sieben Sommer-Monate die Unentbehrlichkeit einer größeren Menge von Custoden anerkennen wolle, sie dennoch für den Winter nutzlos sein würden, da zur Zeit die Galerie nur in jenen Monaten geöffnet sei. Dieses Bedenken würde mich jedoch aus einem dreifachen Grunde in meiner Ansicht nicht wankend machen. Erstens kann es sich nicht darum handeln, einen solchen Diener, wie ich wünsche, daß noch mehre angestellt würden, für das ganze Jahr so mit Arbeiten zu beladen, daß wir über dessen Beschäftigung jeden Augenblick gewiß sind. Wenn er während der Stunden, in denen er im Dienst begriffen ist, denselben so erfüllt, als er ihn erfüllen soll, so braucht die Direction wohl nicht mehr von ihm zu verlangen, als daß er in seinen Freistunden kein Geschäft treibt, was der Ehre und dem Anstand zuwiderläuft. Wie übrigens das Leben in Dresden gestaltet ist, sondert sich in Bezug auf die dienende Classe ohnehin der Sommer vom Winter so sehr ab, daß ich es nicht für unmöglich halte, daß ein solcher Diener während des letzteren einen Gewerbszweig betreiben könne, der ihn im Sommer nicht fesselt. Zweitens bedürfen wir auch schon jetzt für den Winter mehr Arbeiter, als wir angestellt haben. Es ist mit allem Recht darauf Rücksicht genommen worden, daß unter den jetzigen vier Livreedienern ein Frotteur, ein Tischler und ein Rentoileur ist. Individuen von derartigen Fertigkeiten und Gewerben würden noch weit mehr in Anspruch zu nehmen und zu verwenden sein, wenn es uns eines Theils nicht an einem gehörigen Platze fehlte, in dem sie ihre Arbeiten verrichten könnten, ohne daß einer den andern behindert, und wenn nicht der Mangel einer guten Organisation es

nothwendig machte, daß sie ohne Ansehen der Befähigung des Einzelnen bald so und bald anders angestellt werden müssen. Wenngleich in der Tiefe des Winters die Säle wegen der zu großen Kälte nur selten betreten werden, und daher die Nothwendigkeit, dieselben zu reinigen, weit geringer ist, als im Sommer, so kann diese doch keineswegs für nicht vorhanden erachtet werden. Bei allen Witterungswechseln, bei Stürmen, starken Regengüssen und anderen Unwettern wird trotz allen Vorkehrungen das Galerie-Lokal noch immer so verstaubt und von Schmutz oder Nässe belästigt, daß dessen Reinigung immer nicht ganz umgangen werden kann, wenn wir nicht wollen, daß die Sammlung in dem bedenklichsten Zustande der Unreinheit und der Verstaubung in die Periode hinüber kommt, die ihr dann am allerverderblichsten wird. Ferner kann während des Winters das Restauriren keineswegeş ausgesetzt werden; es werden also immer für diesen Behuf Dienstleistungen nöthig sein, die oft nicht von einem Einzelnen verrichtet werden können. Unter allen Umständen aber würden die currenten, gehäufteren Arbeiten gewiß vor Ende Octobers niemals einzustellen und mit Anfang März immer wieder zu beginnen sein. So reducirte sich denn die völlig freie Zeit der etwa im Winter nicht zu beschäftigenden Diener im Ganzen auf vier Monate. Endlich müssen wir drittens daran denken, daß gerade der provisorische Zustand, in dem wir uns zur Zeit mit der Gemälde-Sammlung befinden, dazu am Geeignetesten ist, um derartige Einrichtungen allmälig zu beginnen und in's Werk zu stellen. Wird für dieselbe ein neues Local gebaut und dieses, wie es nicht zu umgehen ist, mit einem Heizungsapparat versehen, so wird sich dann die Menge der Dienstgeschäfte für den Winter mit denen für den Sommer völlig ausgleichen. Sollten wir dann erst anfangen, die Einrichtung mit dem aufwartenden Personale zu treffen, so müßten wir mit Einem Male viele fremde und ungeübte Leute annehmen. Die Stellen derjenigen Diener, welche die gröbsten und geringsten Handreichungen zu leisten haben, würden wir zwar leicht besetzen können. Die Custoden aber, denen wir in vorkommenden Fällen die, wenn auch nur momentane Führung eines Geschäftes übertragen müßten, würden uns völlig fehlen; denn die Besonnenheit, Ruhe, Fertigkeit und Zuverlässigkeit, die dazu erforderlich ist, kann selbst von dem, dessen natürliche Anlagen ihn darauf hinweisen, nur durch Jahre lange Erfahrung gewonnen werden. Da aber diese Eigenschaften von Vielen niemals erlangt werden, ohne daß sich über die Befähigung oder Unfähigkeit eines Jeden im Voraus erschöpfend urtheilen läßt, gehört auch von Seiten der Direction eine lange, ruhige und aufmerksame Beobachtung dazu, um unter den Dienern, die natürlich nur bedingungsweise angenommen werden können, die Besseren zum Aufrücken und die Unfähigeren zur Entfernung auszuwählen. Unter diesen Umständen muß es uns, da, wie gesagt, die Weise, in der vor der Hand die Gemälde-Galerie organisirt ist, wenn wir über deren Erhaltung nur einigermaßen beruhigt werden sollen, nicht durchzuführen und daher mit allem Rechte eine provisorische zu nennen ist, im höchsten Grade wünschenswerth sein, mit der Verbesserung derselben sobald als möglich einen Anfang machen und dadurch sie allmälig dem Punkt entgegenführen zu dürfen, auf dem die Administration unter jener Voraussetzung gestellt werden muß.

Von der Verglasung der Gemälde.

Zum Schluß dieser Abtheilung muß ich noch anführen, daß die Bedeckung mehrer Gemälde mit Spiegelscheiben, wie sie nach dem Antrag des Comité in größerer Ausdehnung als früher genehmigt worden, auch in England beliebt ist. Man hat in der National-Galerie noch größere Gemälde damit verwahrt, als wir bis jetzt damit versehen haben, wobei allerdings der Umstand zu Statten kommt, daß dort die großen Spiegelscheiben, im Verhältniß zu den Preisen anderer Luxus-Artikel, einen auffallend niedrigen Preis haben, wiewohl dieser nach unserem Gelde immer noch eben so hoch erscheinen wird, als der, den wir in Frankreich dafür bezahlt haben. Nur hat man auch dort die Erfahrung gemacht, daß besonders bei rasch wechselnder Temperatur eine große Aufmerksamkeit darauf zu verwenden sei, daß die Feuchtigkeit, die sich dadurch auf den beiden Seiten der Scheibe erzeugt, nicht zu Moder und Stockflecken auf dem Glase selbst oder auf dem Gemälde Anlaß gebe. Man versieht daher die auf diese Art verwahrten Gemälde ohne Ausnahme mit beweglichen Thüren, wodurch es möglich gemacht wird, die Scheiben im Fall des Bedürfnisses leicht und ohne die geringste Erschütterung für das Gemälde zu öffnen. Der Herzog von Aremberg hat in seiner Privatsammlung zu Brüssel ebenfalls mehre Gemälde mit Scheiben verwahrt. Er hält es aber für rathsam, die äußere Luft von dem Gemälde nicht ganz abzusperren, und hat deshalb eine Vorrichtung machen lassen, durch die das Glas in einer geringen Entfernung von dem Gemälde absteht, so daß die Luft zwischen ihm und der Glastafel noch durchstreichen kann. Da es sich nicht sowohl darum handeln kann, nur den Einfluß abzuhalten, der in vollkommen wagerechter Linie auf das Gemälde wirken kann, sondern vielmehr das Gemälde gegen diejenigen Unreinigkeiten zu schützen, die in jeder Richtung in der Atmosphäre sich umtreiben, so kann ich diese Vorrichtung nicht für zweckmäßig halten. Gewiß kann eine Glasscheibe nicht jeden Einfluß der Atmosphäre abschneiden, wie dieß das Anlaufen derselben bei abwechselnder Temperatur schon beweist, auch werden durch die kaum merklichen Zwischenräume einige Unreinigkeiten immerfort eindringen, was an jedem noch so gut eingerahmten Kupferstiche wahrzunehmen ist; die Tendenz muß aber immer dahin gehen, so viel als möglich diesen verderblichen Einfluß zu mindern, und nicht ihm absichtlich einen freien Zutritt zu gestatten. Auf der andern Seite ist es wahr, daß die Glastafel nicht unmittelbar auf dem Gemälde ruhen darf. Dazu genügen jedoch einfachere Mittel, welche deshalb noch nicht die Erreichung jenes ersten Zweckes hindern.

2) Conservations- u. Restaurations-Geschäfte.

Von der Unentbehrlichkeit der Restauratoren im Allgemeinen.

Es bedarf keiner Erinnerung, daß unter dem Titel: „Restaurations- und Conservationsgeschäfte" nichts weniger als die Art des Bilderputzens und Auf- oder Uebermalens derselben gemeint sein kann, welche sich bestrebt, aus einem alten Gemälde ein scheinbar neues zu machen, und nicht mit Unrecht in der ganzen Welt verrufen ist. Vielmehr hat der Comité sich schon längst darüber vereinigt, daß sie nur das Endziel haben dürfen, im Widerstand gegen Zeit und Umstände jedes Kunstwerk so lange und so rein als möglich zu erhalten. Die Dringlichkeit, diese Art von Geschäften bei einer großen Sammlung eben so fleißig als gewissenhaft, eben so unausgesetzt als umsichtig zu betreiben, wird von jedem unbefangenen Vorstande einer solchen anerkannt.

Ich habe deshalb bei fast allen öffentlichen Sammlungen, die ich auf meiner letzten Reise gesehen, namentlich bei der in Frankfurt am Main, im Haag, in London und in Paris ein und mehre Personen eigens zu diesem Zwecke angestellt gefunden. Nur das Museum in Amsterdam macht davon eine Ausnahme, welche darin ihren Grund findet, daß der Director, Herr Apostool, ein sehr bejahrter Mann, durch große Mißgriffe, die von Bilderputzern gemacht und an vielen Stücken in den schönen und reichen Privatsammlungen noch jetzt auf eine beklagenswerthe Weise zu bemerken sind, ein für allemal gegen alles Bilderputzen und Restauriren eingenommen ist, und sich daher — vielleicht nicht ganz ohne Vorurtheil — gegen jeden derartigen Versuch an dem ihm untergebenen Gemälden stemmt. Demungeachtet wird unter seiner speziellsten Leitung so viel gethan, als zur allgemeinen Erhaltung der Gemälde von Seiten eines Conservateur geschehen muß. Auch hat er bei einigen wenigen Stücken, die er mir gezeigt hat, sich genöthigt gesehen, die reinigende Hand selbst anzulegen, und dadurch manches, von früheren Uebermalungen oder veraltetem Schmutze völlig Verborgene wieder in's Leben zurückgerufen. Auf den belgischen Sammlungen und Akademien habe ich zwar keine eigens angestellten Conservateurs oder Restaurateurs gefunden, weil das Departement, denen sie untergeordnet sind, in Ansehung der wenigen Muße, die der neuorganisirte Staat bisher zu derartigen Geschäften gehabt hat, noch nicht auf den Punkt der Ausbildung und Vollständigkeit hat gelangen können, den die, auch in dieser Beziehung, thätige Regierung zu erreichen strebt. Man verkennt aber das Bedürfniß auch dort nicht und bedient sich in vorkommenden Fällen solcher Künstler, die in diesem Fache Fertigkeit und Erfahrung haben. Am weitesten ausgedehnt und am gründlichsten durchgebildet ist das System der Conservation und Restaurationen in Paris zu finden. Es sind für die königlichen Sammlungen angestellt: ein Conservateur, Mr. Granet, — der für Gemälde mit einem eigenthümlichen Lichteffect auch als Maler bekannt, lange Zeit in Italien und namentlich in Rom gewesen ist, und als ein bejahrter Mann durch seine warme Liebe für die Malerei eben so sehr, wie durch die ruhige Besonnenheit, mit der er das ihm übertragene Geschäft behandelt, das Vertrauen sehr gewinnt — ferner zehn Restaurateurs artistes, von denen einer das Rentoiliren speciell beaufsichtigt, und endlich sechs Restaurateurs ouvriers. Der Wirkungskreis dieser siebenzehn Personen erstreckt sich aber weit über die Galerie des Louvre hinaus, da sie zugleich die etwa nöthigen Arbeiten in allen königlichen Schlössern, soweit sie in ihr Fach einschlagen, zu besorgen haben. Wiewohl in diesen und namentlich im Palais Royal, im Palais du Luxembourg, selbst in Versailles, in der bei Weitem überwiegenden Mehrzahl neue Gemälde aufgehängt sind, die natürlicher Weise die Hülfe des Restaurateurs im Verhältniß nur selten in Anspruch nehmen können, so sind diese Individuen dennoch mit Geschäften überladen, woraus für die im Louvre befindlichen alten Gemälde der große Nachtheil entsteht, daß auf dieselben der unausgesetzte Fleiß, der ihre, unter sehr ungünstigen Vorbedingungen, bedeutend gefährdete Existenz auf eine beruhigendere Weise sichern könnte, nicht verwendet werden kann. Dieser beklagenswerthe Umstand wird noch überdieß von der Bangigkeit der jetzigen Direction vor den Miß-

griffen und Fehlern, die einer früheren Zeit zur Last fallen, insoweit unterstützt, als selbst Herr Granet, meiner schwachen Ueberzeugung nach, sich zu sehr scheut, viele ehemals zu stark angegriffene und oft leichtsinnig übermalte und überstrichene Gemälde von Neuem berühren zu lassen und das Uebel, das natürlich immer mehr hervortritt und in seinen verderblichen Folgen für das betreffende Gemälde immer weiter schreitet, möglichst zu heilen.

Es läßt sich deshalb aus diesen Angaben in keiner Hinsicht ein genügender Schluß darüber ziehen, wieviel nach jenen Verhältnissen für unsere Sammlung Individuen erforderlich sein würden. Auch ist diese Frage gleich anderen aus einem rein individuellen Gesichtspunkt zu betrachten und zu beantworten. Die Bestimmung der Grenzen von der Thätigkeit, die ein Conservator und Restaurateur ausüben soll und kann, beginnt schon mit der allgemeinen Individualität der Sammlung. Da ich diese in dem bisher Gesagten in Bezug auf die umgebenden Bedingungen möglichst zu erläutern gesucht habe, bleibt mir noch das übrig, was in ihrem inneren Wesen durch ihre Geschichte und die früheren Schicksale der Gemälde begründet ist. Ich mag dieß schon deshalb um so weniger übergehen, weil es, gleich manchem früher erwähnten, zur Erläuterung des Standpunktes gehört, auf dem sich die Direction derselben befindet und dadurch zugleich einen ferneren Beitrag zu Beantwortung der oft wiederholten Frage liefert, warum seit einigen Jahren Bedenken und Klagen erhoben worden, die früher weniger oder gar nicht zu vernehmen gewesen. Wir müssen uns zuvörderst daran erinnern, daß von den ausgezeichnetesten und bekanntesten Stücken unserer Sammlung äußerst wenige von ihrem Ursprunge an so im ununterbrochenen Besitz des sächsischen Regentenhauses gewesen sind, als z. B. mehre Gemälde von Raphael, Lionardo da Vinci und andere im Besitz des königl. französischen, mehre Holbein und andere in dem des königl. englischen, mehre Correggio's, Tizian, Rubens u. s. w. in dem des habsburgischen, oder kaiserl. österreichischen Hauses sich befunden haben. Ja es sind sogar nur wenige von ihrem ersten und ursprünglichen Bestimmungsort so unmittelbar in die jetzige Sammlung übergegangen, wie wir dieß von vielen ausgezeichneten Stücken in italienischen sowohl, als niederländischen und holländischen Sammlungen erfahren. Vielmehr ist die bei Weitem größte Mehrzahl nur erst aus der dritten, vierten und ferneren Hand erworben, so daß, wenn wir gleich wissen, daß manches schon im Besitz des Churfürsten August gewesen, Anderes durch den Erwerb von hundert Gemälden aus der Modenesischen Sammlung zu uns herübergekommen, und wieder Anderes unter der Regierung des Königs August III. von Polen einzeln erkauft worden ist, wir dennoch bei vielen, oft bedeutenden Werken über ihre Herkunft und früheren Schicksale völlig ohne Nachrichten sind. Schon aus der Unbekanntschaft der Umstände und Verhältnisse, unter denen früher ein Gemälde aufgestellt, bewahrt und gepflegt worden, erwächst dem gewissenhaften Restaurator und Conservator eine oft nur schwer zu lösende Verbindlichkeit, da hiervon die Entscheidung der Frage, wie ein mit der Zeit erwachsener und allmälig vortretender Schaden zu heilen sei, oft abhängig ist.

Es tritt aber für die Mehrzahl der Gemälde, deren Herkunft wir allenfalls verfolgen können, noch der Uebelstand hinzu, daß wir sie keineswegs frisch oder unberührt überkommen haben, sondern daß ihr kranker, oft bedenklicher Zustand den ersten Anlaß dazu gegeben hat, sie von ihren ursprünglichen Bestimmungsort nach einer früheren und dann nach unserer Sammlung übertragen zu können. So wissen wir von dem unter dem Namen des heiligen Sebastian bekannten Gemälde von Correggio, daß es schon im Jahre 1611, da es noch der Brüderschaft des heiligen Geminianus in Modena gehörte, für welche es Correggio 1525 gemalt hatte, nicht glücklich wieder hergestellt worden, und daß es später von dem Herzog von Ferrara nur acquirirt werden konnte, weil man es für ein verlornes Bild hielt, worauf es in dessen Sammlung nochmals restaurirt wurde; wir wissen ferner, daß die meisten der großen Gemälde des Annibale Carracci, von den Brüderschaften zu Reggio, in deren Besitz sie früher waren, nur deshalb an den Herzog von Ferrara, der damals Ludwig XIV. in dem Handel zuvorkam, losgeschlagen wurden, weil man nach ihrem Zustand glaubte, sie nicht länger erhalten zu können; und so sind viele Gemälde, die wir besitzen, in ähnlichem retouchirten Zustande schon zu uns gekommen; andere dagegen vor nun fast hundert Jahren von damaligen nicht unbekannten sächsischen Hofmalern hergestellt worden. Es ist allzu bekannt, welche gefährliche und allgemein verbreitete Grundsätze und Gewohnheiten man noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts über Bilderherstellungen hatte, um darüber, daß diese Herstellungen, so glänzend sie vielleicht in ihrer Neuheit auch mögen geschienen haben, früher oder später zum Vorschein kommen mußten, etwas Weiteres hinzufügen zu müssen. Gewiß können so geschickte Hände, als bei jenen Arbeiten, wenigstens zum Theil beschäftigt gewesen, das, was sie hinzuthaten, für einige Zeit, selbst dem Kennerauge verbergen, auch kann eine überaus pflegliche und niemals ermüdende Sorgfalt dazu beitragen, den früher oder später eintretenden Zeitpunkt, wo der Schaden an das Tageslicht kommen muß, weiter und weiter hinauszuschieben. Aber darüber darf man sich nicht täuschen, daß der Einfluß der Zeit, besonders unter solchen Vorbedingungen, wie die unserer Sammlung, nicht aufzuheben oder ganz zu hemmen ist. Wie sollten nun so unglückliche Umgebungen und atmosphärische Einwirkungen, ganz abgesehen von manchen Mißgriffen, die in einer früheren Verwaltung ihnen zu Hülfe gekommen sind, die Folgen nicht äußern, die nun von dem gesammten Publikum bemerkt, von den, mit den Verhältnissen weniger Unterrichteten aber fälschlich für neuerdings angerichtete Schäden angesehen werden? Aus dieser Verfassung unserer Sammlung, die gegenüber von solchen, deren Entstehung sich ganz anders gestaltete, mit allem Rechte eigenthümlich zu nennen ist, erwächst der Direction, namentlich in Bezug auf die Conservations- und Restaurationsgeschäfte, eine weit ausgedehntere und schwerer zu erfüllende Verbindlichkeit, als mancher anderen, und hätte diese auch für eine größere Anzahl von Gemälden zu sorgen. Nächst der ursprünglichen Eigenthümlichkeit der Malerei ist nichts so entscheidend für die Existenz eines Gemäldes, als die erste Art seiner Erkrankung und der Mittel, die zu seiner Heilung ergriffen werden. Die einmal entstandenen Uebel können noch überdieß oft nicht mit einem Male wieder

geheilt werden, sondern bedürfen zuweilen einer ausdauernden oder wiederholten Pflege, um völlig entfernt oder mindestens unschädlich gemacht zu werden. Manche Uebel sind dagegen im Augenblick ihrer Entstehung mit nur leichten Mitteln herzustellen, wogegen der einmal versäumte günstige Zeitpunkt sich leicht durch einen Schaden rächt, der nur im glücklichen Fall mit bedeutenden Kosten zu ersetzen ist, oft aber nur des Anstands halber versteckt werden kann. Es gilt daher in Paris und an anderen Orten, wo man derartige Geschäfte mit Umsicht und Fleiß zu ergründen gesucht hat, als unumstößlicher Grundsatz, daß bei der geringsten Beschädigung die Restauration einzugreifen habe, und daß außerdem solche Gemälde, die erst unter den Händen gewesen sind, mit verdoppelter Aufmerksamkeit von dem betreffenden Restaurator zu beobachten sind. Ueberdieß kann selbst das gesundeste Gemälde unter keinen Umständen aus dem Auge verloren werden, wenn man über seine Erhaltung ruhig bleiben will; denn leider genügt oft die geringste Zufälligkeit, um einen Schaden zu veranlassen, ungerechnet, daß die Erneuerung, Auffrischung und Erhaltung des Firnisses, sowie die Entfernung des Staubes und Duftes, der sich trotz der peinlichsten Reinlichkeit immer noch auf der Oberfläche sammeln kann, Verrichtungen nöthig machen, die nur geübten Händen anvertraut werden können. Aus dem Allen geht die Unentbehrlichkeit solcher Individuen, die mit derartigen Geschäften ausschließlich beauftragt werden, eben so deutlich hervor, wie die unumgängliche Nothwendigkeit, bei dem Bau eines neuen Museums auf ein geräumiges und in jeder Beziehung zweckmäßiges Lokal für diese Arbeiten bedacht zu sein.

Indem ich mich zu dem Bericht darüber wende, was ich hinsichtlich der einzelnen Zweige des Restaurationsgeschäftes habe in Erfahrung bringen können, muß ich vorausschicken, daß sich dieß nur auf die allgemeinsten Bemerkungen beschränken kann, weil überhaupt wegen der Umstände im Aeußeren und Inneren das ganze Geschäft nicht wohl in ein abgeschlossenes System zu bringen ist, und überdieß mein Mangel an technischen Kenntnissen mir nicht gestattet, auf die Einzelnheiten der chemischen Mittel oder der erforderlichen Handgriffe ergründend einzugehen. Um nicht den Vorwurf, daß ich es übersehen habe, auf mich zu ziehen, muß ich daher ausdrücklich sagen, daß ich von derartigen Mitteln, die bei dem Putzen von alten Gemälden allerdings zuweilen unentbehrlich sind, wegen meiner Unwissenheit in dieser Hinsicht nichts erwähne.

Vom Abwischen der Bilder.

Das einfachste und leichteste Geschäft, was dem Restaurator zufallen kann, besteht in der Entfernung des Ueberzuges von Staub und des Duftes, der sich bald durch rasch abwechselnde Temperatur, bald durch die von der besuchenden Menge verdorbene Luft, bald durch die in der Atmosphäre vorherrschenden mephitischen Dünste über die Gemälde legt. Mehr oder weniger kommt diese Erscheinung aller Orten vor. Man hat daher auf ihre Entfernung überall die Aufmerksamkeit gerichtet. Der Rath und die Meinung aller Directoren und Conservatoren, die ich über die Mittel, die dazu verwendet werden können, gefragt habe, geht dahin, sie so milde als möglich zu wählen. In Holland, England und Frankreich ist man einstimmig der Meinung, daß, wo das Abfegen mit einem Fe-

derwedel nicht mehr genüge, ein trockenes, weiches Tuch von ostindischer Seide, das schon oft gewaschen worden und dadurch aller nur einigermaßen rauher und harter Theile auf seiner Oberfläche beraubt sei, dazu zu verwenden. Sollte dieß noch nicht genügen, so würde das beste Mittel ein sehr weicher und möglichst wenig benetzter Waschschwamm sein. Gegen den Gebrauch von Brod oder Semmel, der auf unserer Galerie noch immer allgemein ist, sind alle Meinungen, die ich darüber vernommen habe. Man führt an, daß, wenn das Brod von Wirkung sein solle, es noch etwas Feuchtigkeit haben müsse, die dann natürlich von einer complizirteren Beschaffenheit sei, als reines Wasser, und daher an der Stelle derjenigen, die man entfernen wolle, eine neue Fermentation veranlasse. Ueberdieß sei die Operation ohne einen, wenngleich nur leisen Druck, nicht möglich, und man laufe daher Gefahr, die Stellen, die geneigt seien sich abzulösen, dazu noch mehr zu nöthigen. Endlich könne man bei Holzbildern, deren Farbe oder Tafel gesprungen sei, niemals verhüten, daß von dem Brode ein kleines Theilchen in den Sprüngen sitzen bleibe, wodurch mit der Zeit Schaden verursacht werden müsse.

Als Erläuterung für die Gewohnheit unserer Restauratoren, sich des Brodes und der Semmel vorzugsweise zu bedienen, muß ich dagegen daran erinnern, daß der Nebel der sich auf der königlichen Galerie zu Dresden auf die Gemälde zu legen pflegt, unter den mehrmals genannten Umständen allerdings mehr Widerstand leistet, als der, welcher unter milderen Einflüssen auf anderen Sammlungen entsteht. Deshalb wird selbst mit dem seidenen Tuche, wenn es von Wirkung sein soll, ein gelinder Druck auf die Leinwand oder die Tafel gegeben werden müssen. Wenn sich aber an das Brod und die Semmel leichte Stoffe eher anhängen, als an eine trockene, seidene Oberfläche — denn etwas Anderes kann doch nicht der Grund sein, warum jenes wirksamer ist, als diese — so ist allerdings auch das Bedenken zugegeben, daß der Gebrauch desselben dadurch gefährlicher werde, daß es solche Stellen, die geneigt wären, sich abzulösen, aufziehen könne. Daher muß ich auch der Meinung sein, den bisherigen Gebrauch abzuschaffen, und sich dagegen der milderen Mittel zu bedienen, die sonst überall vorgezogen werden.

Wo ich die Frage aufgestellt habe, ob das Abwischen der Gemälde oft zu wiederholen, und allemal vorzunehmen sei, wenn sich jene Erscheinung zuerst zeige, oder ob man nicht erst einige Zeit vergehen lassen müsse, um dann gegen das Wiederkehren derselben sicher zu sein, ist mir, fast ohne Ausnahme, die Antwort gegeben worden, daß allerdings derartige milde Reinigungen immer wieder, und so oft sie vom Bedürfniß geboten würden, gemacht werden müssen. Man führt dafür zuvörderst an, daß die Erscheinung keineswegs im Inneren des Gemäldes wesentlich bedingt sei, vielmehr bestehe sie aus Theilen, die sich von der äußeren Umgebung desselben absondern und nur dann am meisten sichtbar werden, wenn das Leben des Gemäldes an fetten, bindenden oder selbst gewissermaßen feuchten Theilen die Verbindung derselben mit der Oberfläche befördere. Natürlich sei es deshalb, daß sie an frisch gefirnißten, neu aufgezogenen, oder unlängst übermalten Bildern prägnanter hervortrete, denn, wenngleich alle Gegenstände mehr oder we-

niger davon befallen werden, so können die unreinen Theile auf solchen Flächen, die jene Lebensbedingungen nicht haben und überhaupt schon dunkler und undurchsichtiger seien, weniger gesehen werden. Nichtsdestoweniger aber werde sich mit der Zeit ihre destruirende Kraft auf jene so gut, wie auf diese äußern. Wolle man daher, in der Meinung, der Prozeß, den man in dem Dufte zu bemerken glaubt, werde mit der Zeit von selbst sein Ende finden, mit der Entfernuug jener fremden Theile so lange anstehen, bis sie etwa auf den höchsten Punkt ihrer Vernehmbarkeit gestiegen sein, oder schon anfangen, unsichtbar zu werden, so begünstige man ihre verderbliche Wirksamkeit, ungerechnet, daß man die Schwierigkeit der Entfernung und auch damit die Gefahr für das Gemälde vermehre. Trage man aber Bedenken, das Gemälde so oft zu berühren, weil, so milde dieß auch geschehen möge, dadurch immer eine Gefahr für die Oberfläche erwachse, so müsse man dagegen halten, daß eine wiederholte leichte Berührung mit trockenen weichem Stoffe, in Bezug auf ihre Bedenklichkeit, mit der Operation, der man früher oder später das Gemälde unterwerfen müsse, wenn man die unreinen Theile einer verdorbenen Luft ungestört ihr Wesen darauf treiben lasse, in gar keinen Vergleich zu stellen sei. Man vertausche also durch jene Unterlassung eine geringe, kaum in Anschlag zu bringende Gefahr mit einer bei Weitem größeren. Ueberdieß gewähre der Firniß, der über dem Gemälde nothwendig liegen müsse, gegen die Besorgnisse, die ein leichtes Abwischen des Gemäldes erregen könne, hinlängliche Sicherheit, würde aber dieser durch das gelinde Reinigen auch angegriffen oder zum Theil entfernt, so bleiben immer wieder die Mittel übrig, die in der nächsten Abtheilung zu erwähnen sind. Gewiß aber sei schon deshalb diese Verrichtung nur geübten Händen und Sachkundigen zu vertrauen.

Vom Firnissen.

Von größerem Belang ist und eine weit größere Aufmerksamkeit erfordert das Geschäft des **Firnissens**. Es ist mit Recht bemerkt worden, daß die Abnahme eines alten Firnisses zu den schwierigsten und gefährlichsten Aufgaben eines Restaurators gehöre. Man denkt bei dieser Bemerkung besonders an diejenigen Firnisse, die aus Stoffen bereitet sind, welche mit der Zeit entweder sich merklich verdunkeln und zuletzt ihre Durchsichtigkeit verlieren, oder sich so verhärten, daß man sie ohne corrosive Mittel nicht wieder entfernen kann. Liegt ein solcher mit Oel oder Copal versetzter Ueberzug auf einem Bilde, das noch überdieß aus Farben gemalt ist, deren wesentlichster Bestandtheil nicht aller Wege das Oel ist, wie dieß bei Francia und anderen alten Bolognesen, vielleicht auch bei Raphael, und gewiß bei Correggio, auch bei mehren altdeutschen Meistern und anderen zuweilen der Fall ist, so kann es kaum vermieden werden, daß man mit dem Firniß hier und da von der Malerei Einiges mit wegnehme. Dieselbe Gefahr existirt bei vielen sehr fein gemalten Niederländern oder Holländern, unter denen, wie gesagt, Wilhelm van der Velde mir der Empfindlichste scheint. Da aber die Abnahme des Firnisses für ewige Zeiten nie vermieden oder umgangen werden kann, so darf es wohl als ein wesentlicher Vorschritt in der Kunst, alte Gemälde zu bewahren, betrachtet werden, daß man sich allgemein derjenigen Mischung bedient, die am Wenigsten verdunkelt und für den Nothfall wieder mit Leichtigkeit zu entfernen ist. Mit wenigen Ausnahmen ist man fast überall

übereingekommen, den einfachen Mastirfirniß zu gebrauchen, der auch bei uns ausschließlich angewendet wird. Wegen der Flüchtigkeit des Terpentinspiritus, der dazu verwendet wird, hat aber dieser Firniß wieder das Unbequeme, daß jener leicht verfliegt und indem der trockene Mastir auf der Oberfläche des Gemäldes bleibt, dieses scheinbar verdunkelt wird.

Die Frage, ob das Firnissen wiederholt werden solle, die auch im Galerie-Comité oft aufgeworfen und auf verschiedene Weise beantwortet worden, hat auch andere Directionen oft beschäftigt. Im Allgemeinen ist man wohl über zweierlei Grundsätze einverstanden; zuerst nämlich darüber, daß kein Gemälde des Firnisses entbehren kann, weil, wenn die Zeit den Firniß in so weit zerstört hat, daß seine bindenden und belebenden Theile völlig verloren gegangen sind, das Gemälde selbst denjenigen Einflüssen preisgegeben wird, vor denen man es durch den Firniß schützen will. Die Richtigkeit dieses Satzes bestätigt die Erfahrung dadurch, daß Gemälde, die seit langer Zeit nicht gefirnißt worden, zuletzt so vertrocknen, daß die Farben nicht nur ihren Glanz verlieren, sondern sogar sich auflösen, und bald in kleinen, bald in größeren Theilen von der Leinwand oder dem Holze herabfallen. Zweitens ist man wohl auch darüber einverstanden, daß es nicht gut ist, über eine Lage besonders alten Firnisses, ohne Weiteres eine oder mehre andere Lagen zu streichen. Denn, wie dieß schon erwähnt worden, ist kein Bild unter keinen Umständen vor allen Unreinigkeiten völlig sicher zu stellen. Man würde daher diese noch mehr auf der Oberfläche fixiren, und, abgesehen von der Gefahr, die dem Wesen des Gemäldes durch jede Unreinigkeit erwächst, zuletzt einen mehr oder minder undurchsichtigen Ueberzug bilden, um so mehr, da auch der reinste Firniß, je dicker er aufgetragen wird, desto mehr seine Durchsichtigkeit verliert. Sollen nun bei einem Gemälde, das kurz, nachdem es gefirnißt worden, bald wieder stumpf und glanzlos wird — wie dieß namentlich bei einem solchen Bilde, dessen Farben zur Ungebühr ausgetrocknet waren, und daher alle bindenden und belebenden Theile außerordentlich schnell in sich einziehen, häufig der Fall ist — beide Meinungen vereinigt werden, so wird es sich hauptsächlich darum handeln, ob, nachdem jene bindenden und flüchtigeren Theile verduftet oder eingegangen sind, von der Materie des Mastir genug übrig geblieben, um diesen durch einen erneuten Ueberzug von Terpentinspiritus zu einer das Gemälde gleichmäßig bedeckenden und belebenden Oberfläche von Neuem wieder vereinigen zu können. Selbst bei alten Gemälden, die seit langer Zeit nicht gefirnißt worden, ist dieß häufig der Fall, (wovon ich mich nicht allein auf unserer Sammlung, sondern auch neuerdings in Holland und Belgien wiederholt überzeugt habe) und man kann daher oft scheinbar völlig erblindete Gemälde auf diese Weise schneller wieder beleben und genießbar machen, als es auf den ersten Anblick scheint. Im entgegengesetzten Falle, der, bei unlängst gefirnißten Gemälden nur eine Folge davon sein kann, daß der Firniß zu leicht oder überhaupt nicht richtig bereitet war, muß allerdings nach Entfernung der etwa noch übriggebliebenen, zerstreuten Reste ein neuer Firniß aufgelegt werden. Daß man aber bei derartigen Erscheinungen, aus Furcht, etwas Unrechtes zu thun, oder in der Ueberzeugung, daß jene

Erscheinung immer wiederkehren könne, jede Nachhülfe unterlassen müsse, wird sich wohl schwerlich behaupten und durchführen lassen. Diese und ähnliche Erfahrungen und Betrachtungen haben zwar mannichfaltig Veranlassung gegeben, nach Firnissen auszusehen, die mit den Vortheilen des reinen Mastixfirnisses geringere Unbequemlichkeiten verbänden. So glaubt man z. B. im Haag unter gewissen Beschränkungen den Damarfirniß vorziehen zu dürfen, weil er Glanz und Durchsichtigkeit länger bewahre. Doch sind weiter ausgedehnte Erfahrungen, als man auf der dortigen kleinen Sammlung gemacht hat, von der Art, daß sie seine Anwendung durchaus nicht, oder mindestens nicht allgemein rathsam machen. In Paris hat man hier und da dem Firniß einen kleinen Zusatz von Wachs gegeben, womit man eines Theils die Oberfläche des Gemäldes gegen die äußere Atmosphäre zu sichern meint, anderen Theils die zum Springen oder Abblättern geneigten Stellen mehr zu befestigen hofft. Jedenfalls könnte ein solcher Firniß nur sehr vorsichtig gebraucht werden, und der Zusatz des Wachses dürfte nur sehr gering sein, weil dasselbe mit der Zeit immer undurchsichtiger wird. Da es sich in den Sprüngen und Rissen festsetzen würde, so müßte daraus folgen, daß diese von der mit der Zeit immer mehr hervortretenden und dem Uebrigen in seinem Aussehen sich entfremdenden Materie nur bemerklicher gemacht würden, wie dieß bei dem Gemälde des Palma Vecchio (J. G. No. 74. unter der Benennung der 3 Grazien durch Graf Algarotti im Jahre 1743, damals schon sehr beschädigt, von der verw. Procuratorezza Cornara für 2000 Ducati oder 12400 Livres in Venedig erkauft) vor der im Jahre 1839 vorgenommenen Herstellung der Fall war. So hat man immer wieder von Neuem erfahren müssen, daß mit dem Gewinn kleiner Vortheile von der einen Seite, bedenklichere Nachtheile von der anderen Seite verbunden sind. Daher der allgemeine Vorzug, den man fast ohne alle Ausnahme dem reinen Mastixfirniß giebt. Die Hauptgrundsätze in seiner Bereitung sind: erstens eine sehr sorgfältige Auswahl des mit vielen Unreinigkeiten und von einem mittelem Gelb, bis zu dem reinsten Weiß in den mildesten Uebergängen gemischten Mastix, zweitens die vollkommene Abklärung desselben in dem Terpentin-Spiritus. Die mannichfaltigen Schattirungen, die zwischen den angedeuteten Gränzen sich im Mastix finden, können dazu benutzt werden, einen helleren oder einen mehr in das Gelbliche fallenden Firniß zu bereiten, da der letzte bei alten Gemälden Ausnahmsweise zu gebrauchen sein wird. Im Allgemeinen wird aber der Conservator darauf zu sehen haben, daß er sich vorzugsweise den reinsten und durchsichtigsten Firniß bereite. Soll ihm nach Bedürfniß des betreffenden Gemäldes eine dunkle Schattirung gegeben werden, was, wie gesagt, nur in seltenen Fällen der Ausnahme vorkommen kann, so stehen ihm dann immer unschuldige Mittel zu diesem Zwecke zu Gebote. Hinsichtlich der Abklärung des Firnisses sind die Meinungen darüber getheilt, ob sie durch die Sonnenwärme allein oder über dem Feuer geschehen müsse. In Paris z. B. hat man über letztere Methode kein Bedenken, wogegen man in Holland und in Frankfurt es für unerläßlich hält, daß dieser Prozeß von der Sonnenwärme allein gemacht werde. Von der Mischung habe ich bis hierher etwas Genaueres noch nicht erwähnen mögen, da meine mangelhaften Kennt-

nisse mich ohne meinen Willen zu falschen Angaben verleiten könnten. Doch kann ich aus eigener Anschauung so viel berichten, daß bis zu einem gewissen Verhältniß zwischen dem Mastix und dem Terpentinspiritus, über welches nicht hinausgegangen werden darf, dieselbe nach dem Bedürfniß für das eine und das andere Gemälde sehr mannichfaltig sein kann, ein Satz, über den jedoch eben so wenig, wie über andere, ein System aufgestellt werden kann, und dessen Anwendung nur dem richtigen Takt eines erfahrenen und aufmerksamen Conservators überlassen bleiben muß. Um eine größere Klarheit und Durchsichtigkeit zu befördern, glaubt man in Paris so wenig als möglich Terpentin beisetzen zu dürfen und bedient sich deshalb eines reineren Spiritus. Auch hierüber brauche ich kaum etwas Genaueres anzugeben, weil, wenn ich nicht irre, diese neuere Mischung bei uns nicht unbekannt und hier und da schon angenommen worden ist. Ueber den Erfolg derselben kann nur eine längere Erfahrung genügende Auskunft geben. Doch ist soviel schon jetzt mit Bestimmtheit anzunehmen, daß sie die Nachtheile, deren oben gedacht worden, nicht haben kann, und daß er den sehr großen Vortheil darbietet, schnell zu trocknen. Man hat früher bei uns, wie an anderen Orten geglaubt, das Anlaufen neu gefirnißter Gemälde sei von den bisher berührten Fragen: ob der Firniß mehr oder weniger mit Mastix oder Terpentin gemischt, ob der Mastix mehr oder weniger ausgelesen, ob die Abklärung über dem Feuer oder an der Sonne geschehen sei, und endlich davon unmittelbar und absolut abhängig, zu welcher Jahreszeit, bei welchem Winde, ob bei hellem oder trübem Himmel ein Gemälde gefirnißt werde? So hat man mir unter andern in Düsseldorf behaupten wollen, man dürfe ein Gemälde nie bei offenem Fenster firnissen, auch dürfen die Fenster nicht eher geöffnet werden, als bis das Gemälde völlig ausgetrocknet sei. Diese Bedenken reduziren sich am Ende auf Folgendes:

1) die größere oder geringere Flüssigkeit des Firnisses, die von der größeren und geringeren Beimischung des Mastix abhängt, bedingt die größere oder geringere Leichtigkeit eines gleichmäßigen Auftrages und das schnellere oder langsamere Abtrocknen. Je gleicher und je ebener die Oberfläche ist, und je schneller der Firniß trocknet, der zur Aufnahme unreiner Stoffe aus der Luft durch seine klebrige Beschaffenheit immer geneigt ist, um so weniger wird sich von dem, was in der umgebenden Luft sich umtreibt, an die Oberfläche des Gemäldes anhängen können.

2) Der Mastix muß deshalb rein gelesen und überhaupt mit der größten Sorgfalt von allen fremden Stoffen gesondert werden, weil diese im Terpentin-Spiritus sich nicht auflösen, und daher in der glatten Masse des Firnißüberzuges einen, wenn auch nur unmerklichen Anhaltepunkt bildend, zu der schnelleren und stärkeren Anhäufung von den feinsten und a priori kaum bemerkbaren Unreinigkeiten der Atmosphäre behülflich sein können.

3) Weil der Mastix seiner Natur nach von allen fremden, im Spiritus nicht auflösbaren Stoffen nicht absolut gesondert werden kann, ist allerdings die allmälige und bedachtsame Abklärung des Firnisses von Bedeutung, damit jene fremden Theile Zeit

behalten sich niederzuschlagen, oder damit man sie ausscheiden könne. Daß, wenn die Abklärung an der Sonne gemacht wird, sie langsamer vor sich geht, als über dem Feuer, ist diesem Erforderniß günstig. Ferner kann noch hinzugefügt werden, daß über dem Feuer von dem Geistigen, was erst die Auflösung der körperlichen Theile und dann ihre gegenseitige Verbindung in einer anderen Weise veranlassen solle, vieles verloren gehen könne, wogegen die Sonnenwärme weniger davon verzehre. Endlich ließe sich noch der allgemeine Grundsatz hören, daß die Fermentation, die den Firniß zu seiner Vollendung bringe, durch eine künstliche Wärme nicht übereilt werden dürfe, weil sie dann bei dem Abtrocknen des Firnisses das in der Uebereilung Versäumte, zum Nachtheil des Gemäldes nachholen könne. Ich muß es dahin gestellt sein lassen, ob diese Mängel vollständig gegründet sind, muß aber glauben, daß, wenn sie Grund haben, ihnen der bedachtsame Gebrauch einer milden künstlichen Wärme dergestalt abhelfen könne, daß sich unter dieser Bedingung, wenngleich mit größerer Mühe, ein eben so guter Firniß bereiten ließe, als an der Sonnenwärme.

4) Jahreszeit, Richtung des Windes und Wetter üben auf das bessere und geringere Gelingen des Firnissens gewiß einen eben so großen Einfluß aus, als auf die größere und geringere Reinheit der Atmosphäre. Denn es ist natürlich, daß die klebrigfeuchte Masse des im Auftragen begriffenen Firnisses mehr Unreinigkeiten aus der Atmosphäre aufnehmen kann, wenn solche von der, eine stärkere und schnellere Fermentation verursachenden Jahreszeit mehr erzeugt werden, wenn diejenigen Winde, die in unserem Clima uns eine weniger reine Luft zuzuführen pflegen, mehr dergleichen herantrieben, und wenn ein bedeckter Himmel, Nebel oder Regen sie auf die Oberfläche der Erde gewaltsam niederschlagen, als wenn von einer anderen Jahreszeit weniger Unreinigkeiten erzeugt, von anderen Winden uns weniger zugetrieben, und wenn solche bei reinem Himmel im Aufsteigen weniger behindert werden, oder mit anderen Worten eine reinere Luft uns umgiebt. Diese letzte Bemerkung erklärt zugleich die Möglichkeit, daß wenn man alle Sorgfalt in Verschließung der Fenster, Thüren u. s. w. darauf verwendet, daß die Luft, die auf der Straße präsumtiv unreiner ist, als in einem reingehaltenen Zimmer, so lange das Gemälde nicht berühren kann, als der Firniß noch in seinem ersten Zustand der Flüssigkeit ist, das Anlaufen desselben für den Moment vermindert oder ganz verhütet werden kann.

Aus dem Allen aber erhellt, daß alle jene Vorsichtsmaßregeln, so nothwendig sie auch sind, nur einen bedingten Werth haben und ihre Wirkung nur bis auf einen gewissen Punkt ausüben können. Chemische Mittel, deren Beimischung zum Firniß, oder Verrichtungen, die bei dessen Auftrag alles Anlaufen der Gemälde in einer absolut verdorbenen und schädlichen Atmosphäre verhindern könnten, entdecken oder erfinden zu wollen, stellt sich dagegen als ein völlig fruchtloses Beginnen dar, wenn man sich daran erinnert, daß, wie schon gesagt worden, der Absatz, den wir unter gewissen Bedingungen auf den Gemälden sehen, nicht aus dem Inneren derselben heraustritt, sondern von ihrer

äußeren atmosphärischen Umgebung ausgehend, die Oberfläche eines jeden Gegenstandes befällt, auf der glänzenderen aber mehr gesehen wird, als auf der ohnedieß stumpferen und dunkleren.

Vom Rentoiliren, Uebertragen, Parkettiren u. Restauriren im engeren Sinne.

Die künstlichen Mittel, die dazu verwendet werden, schadhafte Gemälde in möglichst guten Stand wieder herzustellen und ihre Dauer von Neuem zu sichern, sind so allgemein bekannt, daß auch in dieser Beziehung neue Entdeckungen in den Hauptsachen nicht leicht mehr zu machen sind. Das Rentoiliren und Uebertragen völlig lebloser und abblätternder Gemälde von Holz auf Leinwand, oder von alter Leinwand auf neue, ist namentlich von dem Inspector Renner in Paris, wo diese Kunst wohl am meisten ausgebildet, so gründlich erlernt und erforscht worden, daß über die Sache selbst etwas Besonderes hinzuzufügen mir nicht möglich ist. Nur so viel darf erwähnt werden, daß man in den letzten zehn Jahren mit diesen Operationen selbst in Paris, wo sonst die Neigung vorherrschte, rigurose Mittel zu gebrauchen, weit vorsichtiger geworden ist, als früher, weil man sich überzeugt hat, daß zur Verminderung und theilweisen Heilung von Sprüngen und Abblätterungen, die das Rentoiliren nöthig zu machen schienen, oft die milderen Mittel des Niederlegens der Farbe genügten, und daß dadurch eine solche Operation oft zum Nutzen des Bildes auf längere Zeit verschoben, zuweilen sogar ganz vermieden werden konnte, wie denn auch unsere Restauratoren ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Unter den Mitteln, die dazu gebraucht werden, hat mir in Paris um so weniger etwas Neues und bei uns Unbekanntes vorkommen können, als man von Seiten der Direction der Galerie des Louvre mit der größten Strenge darüber hält, daß die Restaurations-Ateliers von Niemand besucht werden, weshalb sie auch mir, trotz der Bekanntschaft mit den Behörden, verschlossen blieben. — Wiewohl alle Geheimnißkrämerei bei dem Restaurationsgeschäfte unstatthaft und von Seiten der damit beauftragten Individuen sogar verdächtig ist, muß eine solche Maßregel doch für höchst zweckmäßig erachtet werden, weil bei dem Vorurtheil, das gegen dieses Geschäft unter den halben Kennern mehr als unter dem Publikum herrscht, ein momentaner, außer dem Zusammenhang in die Thätigkeit der Restauratoren gethaner Blick oft zu dem schiefesten Urtheil Anlaß giebt und dieß wieder, je nachdem es ausgesprochen wird, den Ruf eines Gemäldes oder selbst der betreffenden Anstalt auf die empfindlichste Weise angreifen kann. — Um die Farben, die sich von einem Leinwandbilde ablösen, in der mildesten Art zu erweichen und dann durch deren Wiederanlegen das Rentoiliren zu vermeiden, hat man im Haag zuweilen die Rückseite der Leinwand mit Honig bestrichen, wodurch der Zweck auf eine den Farben in keiner Hinsicht nachtheilige Weise erreicht worden sein soll. Die Annahme dieses Mittels oder Versuche damit sind jedoch der Einsicht der Restauratoren zu überlassen, ohne daß ich mir eine Entscheidung darüber anmaßen möchte.

Die Verwahrung von Holzbildern gegen Sprünge oder das Zusammenziehen dieser und die Wiederherstellung einer von der Zeit gekrümmten Tafel durch das Parkettiren, geschieht in Paris und London in derselben Weise, wie es bei uns, nach den vor

einiger Zeit aus Wien erlangten Modellen begonnen worden, und es entspricht diese Maßregel, mit Geschick und Umsicht angewendet und ausgeführt, dem Bedürfnisse vollkommen.

Schlußbemerkungen.

Nachdem ich soweit die Beobachtungen und Erfahrungen, die ich auf meiner Reise unmittelbar gemacht, wenngleich unter der Beschränkung, die von mangelhafter Kenntniß geboten wird, so doch nach bestem Wissen und mit der unbefangensten Ueberzeugung mitgetheilt habe, kann ich mich nicht entbrechen, noch einige Bemerkungen hinzuzufügen, die, wenn sie mit jenen Wahrnehmungen nicht in der unmittelbarsten Verbindung stehen, dennoch als Früchte meiner Reise zu betrachten sind. Zuerst habe ich im Allgemeinen die wiederholte Bemerkung machen müssen, daß bei einer guten Administration und Direction einer Gemälde-Sammlung es nicht auf die Kennerschaft, noch künstlerische Befähigung der damit beauftragten Individuen allein ankommt, sondern daß vielmehr die genaueste Bekanntschaft mit der Sammlung bei Ausführung der Maßregeln, welche von jener Seite aus angerathen werden können, von wesentlichem Belang ist. Die Vertrautheit aber mit der Individualität der gegebenen Sammlung, die hiermit gemeint ist, kann nur durch die größte Liebe und rückhaltsloseste Hingebung an dieselbe begründet werden. Hieraus folgt, daß ein Director einer so großen Sammlung, als die königl. sächs. ist, in jeder Beziehung so gestellt sein sollte, daß er seine ganze Zeit und seine ganzen Kräfte derselben widmen könnte. Jede Veranlassung, ihn von den nimmermehr abreißenden Geschäften einer pfleglichen, gewissenhaften und ergründenden Administration und Aufsicht der Sammlung abzuziehen, bedingt früher oder später Verluste, die in künstlerischer Hinsicht oft unersetzlich sein, oft aber auch in rein materieller und finanzieller Hinsicht die Summen, die man durch eine allzumäßige Ausstattung dieses Postens hat ersparen wollen, nachträglich absorbiren und dabei doch nur einen bedingten und beschränkten Ersatz gewähren werden. Ferner geht aus jenem Grundsatze hervor, daß die Rathschläge und Ansichten von Kennern und Künstlern, die außerhalb des Geschäftes stehen, nur bedingungsweise und mit großer Vorsicht zu gebrauchen sind. Gewiß haben sie den Werth, daß sie, oft auf einer unbefangeneren Anschauung beruhend, Fehler und Mängel entschleiern können, die selbst dem geübtesten Auge der Directoren, sei es in Folge einer parteiischen Liebe für ihre Sammlung und ihre Maßregeln, oder der Gewohnheit, die, wie ich früher schon erwähnte, gegen allmälig entstehende Uebelstände, abstumpft, verborgen bleiben. Dagegen darf nicht vergessen werden, daß nicht jeder, der sich dafür ausgiebt, ein wahrer Kenner ist, nicht jeder Künstler die Eigenschaften und Fähigkeiten des Kenners besitzt, und noch seltener beide mit dem, was zur Erhaltung und Bewahrung von Gemälden erforderlich ist, vertraut sind. Je größer die Bedeutung der betreffenden Maßregel in Bezug auf ihre Folgen ist, um so wichtiger wird es, den von außen kommenden Rath in allen seinen Beziehungen mit der Individualität der Sammlung in Vergleich zu stellen, und auf diese Weise der genauesten und gewissenhaftesten Prüfung zu unterwerfen. Handelt es sich vollends um eine so wichtige Frage, als die uns vorliegende ist, so müssen diese Grundsätze wohl um so mehr geltend gemacht und befolgt

werden. Ob die Dresdner Sammlung über die Dauer der jetzt lebenden und allenfalls der folgenden Generation hinaus erhalten und ob ein neues Lokal für sie beschafft werden solle? ist ein und dieselbe Frage. Denn darin werden wohl nicht allein die meisten Mitglieder des akademischen Rathes, sondern auch — so augenfällig ist es schon geworden — die Unterrichtetesten und die Aufmerksamsten aus dem großen Publikum, das unsere Sammlung besucht, mit mir übereinstimmen, daß, wenn wir die Gemälde noch einmal fünfzig Jahre lang den zur Genüge erörterten nachtheiligen Einflüssen, denen sie jetzt ausgesetzt sind, überlassen, der größere Theil und die werthvollsten derselben unrettbar verloren sind. Was von Seiten des Comité's und der Direction mit den beschränkten Mitteln, die uns zu Gebote stehen, gethan werden kann, an Restaurations- und Conservations-Arbeiten, an Reinhaltung des Lokals, an baulicher Unterhaltung des Hauses und seiner einzelnen Theile, ist nur ein schwacher Kampf gegen jene weit übermächtigen Verhältnisse, unter denen wir endlich unterliegen müssen. Wie aber die Frage gelöst wird, ist von nicht geringerem Belang. Können wir bei allgemeinen Administrationsgeschäften jene innige Vertrautheit mit der Sammlung selbst, sowie mit den atmosphärischen und anderen Bedingungen keineswegs missen und sind wir uns deshalb schuldig, alle deshalb von außen kommenden Rathschläge und Ansichten auf das Gewissenhafteste zu prüfen, so liegt dieses Bedürfniß, diese Verpflichtung bei solch einer wichtigen Frage in unverhältnißmäßig schwererer Bedeutung vor uns. Gefährlich müßte ich es daher im höchsten Grade nennen, wollte man selbst die Entscheidung der Frage auf die Meinung und das Gutachten von Vielen stellen, die in das, nur mit Jahre langem Fleiße und unermüdlicher Aufmerksamkeit zu ergründende Geschäft nicht eingeweiht sind. Diese Gefahr kann leicht zunehmen, wenn solchen außerhalb der Direction stehenden Rathgebern der nicht begründete Ruf von technischer Ausbildung und Gewandtheit zur Seite steht. Denn die von dem Detail der Erfordernisse und Bedingungen nur durch die Relationen ihrer Untergebenen unterrichteten höheren Behörden, werden durch derartige Gutachten und Rathschläge um so eher getäuscht, als sie nicht selten eine wesentliche Erleichterung der allerdings großen Last eines kostspieligen Neubaues an die Hand geben, ohne doch das Hauptübel zu heben. Unter diesem Gesichtspunkte ist meines Erachtens der Vorschlag anzusehen, der über die Umgestaltung des alten Hauses gemacht worden ist. Wiewohl daraus am leichtesten darzuthun wäre, wie wenig der Architekt, der mit den betreffenden Entwürfen beauftragt war, die Erfordernisse eines Galerie-Gebäudes kannte, müssen dennoch, der Kürze wegen, viele von den Mängeln, die im Einzelnen lagen, übergangen werden. Auch könnte gesagt werden, ein anderer, besser entworfener Plan könne jenen Mängeln abhelfen. Die Hauptsache liegt vielmehr in der Umgebung und Oertlichkeit des Gebäudes selbst. Wie und warum diese nachtheilig und unheilbar ist, habe ich unter dem Titel: „freie Lage des Gebäudes" zur Genüge dargethan. Wir würden an dem alten Orte also diese Hauptfeinde immer behalten, und für eine solche, nicht einmal mittelmäßige Maßregel sollte eine bedeutende Summe ausgegeben, sollten ferner die Gemälde drei bis vier Jahre hindurch im glücklichsten Falle in schlecht eingerichteten Lokalen aufgestellt,

zum großen Theil aber an bedenklichen Verwahrungsorten übereinander gesetzt und der Aufsicht entzogen werden. Daß sie dabei unter destruirendem Staube, Ruß und anderen Uebeln doppelt und auf eine nie wieder gut zu machende Weise verdorben werden würden, bedarf keines Beweises; der doppelte Transport, der bei dieser Maßregel nothwendig würde, ist dabei noch nicht einmal in Betracht gezogen. Es bleibt darüber kein Zweifel übrig, daß, wenn die in jeder Hinsicht zweckwidrige Umgestaltung des alten Hauses beschlossen und ausgeführt worden wäre, nach der Beendigung dieser Herstellung, die lauteste Stimme des Publikums, die ein für allemal von den oberflächlichen Eindrücken abhängig ist, sich bald für das Verdienstliche, Glänzende, Preiswürdige, was man für die Dresdner Sammlung gethan habe, hätte gewinnen lassen. Das Lob konnte von dieser Seite wohl auf zehn und fünfzehn Jahre fortgesetzt und von ihm die ruhigere, stillere Meinung der besser Unterrichteten überstimmt oder übertäubt werden. Wie sich aber Wahrheit und Recht früher oder später immer wieder geltend machen, so würde auch der Umstand, daß dieselben Uebel, die man hatte vermeiden wollen, in gleicher Maaße wieder zum Vorschein kämen, allgemein wieder anerkannt worden sein. Für ein Glück war es dann zu erachten, wenn die Vorliebe und Verblendung für das mit nicht geringen Kosten Erworbene, — die so natürlich und menschlich ist, daß man kaum einen Vorwurf darauf begründen kann, — nicht die Oberhand behalten und den neuen kräftigen Entschluß, das Geschehene für verloren zu erachten und mit dem früher gefürchteten Opfer, das noch allenfalls Rettbare zu retten, nicht verhindert hätte. Ob es wahrscheinlicher ist, daß dieser glückliche Umstand nicht eintrat, daß der Verderb erst auf das Aeußerste steigen mußte, ehe die Klagen gehört wurden, ob nicht Zufälligkeiten, dringende Bedürfnisse anderer Art, und völliger Mangel an Mitteln zur Abhülfe über die Fortdauer des Uebels bis zum völligen Ruin gebieten konnten, mag dahin gestellt bleiben.

Aus dem oben ausgesprochenen Grundsatze, daß die genaueste und innigste Vertrautheit mit der Sammlung nur auf der reinsten Liebe und dem rückhaltlosesten Hingeben an dieselbe beruhen könne, folgt endlich der gerechte Anspruch, daß diese Liebe und Hingebung wegen der Anforderungen, die sie stellt, nicht für überspannt und verblendet erachtet werde. Der ruhige und besonnene Liebhaber und Kenner der Kunst muß es mit Dank erkennen, wenn eine weise Staatsregierung mit unermüdeter Gewissenhaftigkeit die Mittel zu Rathe hält, die ihr für die Pflege der gesammten Interessen zu Gebote stehen, und deshalb bei einem so weit ausgreifenden Anspruche, als der für ein neues Museum ist, die erschöpfendeste Prüfung verlangt. Denn allerdings hat es die Geschichte und das Beispiel anderer Länder sattsam gelehrt, daß, so hoch auch das Bedürfniß für Pflege und Schutz der Künste in der Reihe der Staatspflichten und Bedürfnisse stehen mag, dasselbe ohne die Kräftigung und Unterstützung der materielleren Interessen und Elemente völlig unmöglich ist. Er kann aber deshalb um so bestimmter hoffen und fordern, daß die Angaben und Ansprüche, die er in seinem Fache zu geben und aufzustellen hat, einer gleichen Anerkennung genießen. Wenn man daher im gegebenen Falle in der Nothwendigkeit ist, die Ermäßigungen und Ersparnisse, die von jener Seite billiger Weise gewünscht werden müssen,

für unstatthaft und unzweckmäßig zu erklären, so geschieht dieß nur deshalb, weil jeden, der davon durchdrungen ist, die Liebe und Hingebung für den zu erhaltenden Gegenstand, ihn in der ganzen Ausdehnung seiner Individualität und seines Werthes hat erkennen lassen. Es handelt sich bei unserer Frage nicht um ein nur einseitiges, nicht um ein blos materielles, und eben so wenig um ein nur ideales Interesse. Denn, wie die in ihrer Art fast einzige königl. sächs. Gemälde-Sammlung in der Welt bekannt und verehrt ist, — ein Umstand, der in seiner ganzen Ausdehnung auch nur von der wahren Liebe und Hingebung an dieselbe abzuschätzen ist, und der auf wiederholten Reisen mir oft zur wesentlichen Förderung im Verfolg meiner Untersuchungen gedient hat — hängt von ihrer Pflege und Erhaltung ein bedeutender Theil des National-Reichthums und des Rufes und Credites des Landes ab. Gewiß sollte es schwer fallen, den Werth, den die Sammlung haben kann, wenn er sich überhaupt mit Bestimmtheit angeben ließe, gleich einem zinsbaren Baarbestande im Staats-Haushalte aufzuführen. Leicht würde es aber sein, wenn auch nicht mit Zahlen, so doch mit unwiderleglichen Gründen darzuthun, daß der Besitz dieses Schatzes, so lange er sich in Dresden befunden, an Geld und Gut weit mehr in das Land gezogen, als er vor nun fast hundert Jahren dem königlichen Hause im Erwerb und seit dem in der Erhaltung gekostet hat, und sein Untergang oder Absein würde Manchem, der jetzt seinen Werth verkennt, bald durch Verluste darüber belehren, was er bisher durch ihn gewonnen oder genossen hat. So sind denn die Anforderungen, die zu seiner Erhaltung gemacht werden, so hoch sie auch für den ersten Anblick erscheinen mögen, keinesweges in die Kategorie derjenigen zu stellen, die man gern auf die Rechnung nothwendiger Uebel setzen möchte. Sie stehen vielmehr mit den Interessen des Landes, und, wenn man den Verlust, den die fortdauernde Verderbniß der Sammlung an Ruf und Ehre mit sich führt, nur einigermaßen berücksichtigt, mit dem heiligsten Besitzthum der Nation in unmittelbarer Verbindung.

